

OECUMENICA

JAHRGANG 2011, BAND 23



ISSN 1612-7374

COLLEGIUM OECUMENICUM
FREUNDKREIS ÖKUMENISCHES INSTITUT UND WOHNHEIM
DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG E.V.



Impressum

Redaktion: Bernd Günther
Fabian Kliesch

Postanschrift: Collegium Oecumenicum –
Freundeskreis Ökumenisches Institut und
Wohnheim der Universität Heidelberg e.V.
Plankengasse 1-3
69117 Heidelberg

Konto-Nr. 177 622–750
Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75

Satz und Layout: Bernd Günther
Druck: COPY QUICK, Heidelberg
Jahrgang: 2011
Auflage: 250

Herausgeber: Collegium Oecumenicum –
Freundeskreis Ökumenisches Institut und
Wohnheim der Universität Heidelberg e.V.
www.oecumenica.de
V.i.S.d.P.: Dr. Fabian Kliesch

ISSN 1612-7374

Copyright © 2011 Collegium Oecumenicum –
Freundeskreis Ökumenisches Institut und
Wohnheim der Universität Heidelberg e.V

Inhalt

Gleichwertig – nicht gleich

Andacht am Sommerfest, 8. Juli 2011

Diederik Noordveld..... 5

Bericht und Kurzporträt der neuen Studienleiterin

Marina von Ameln..... 8

Promoviert im Schnittfeld zwischen Medizin und Theologie

Fabian Kliesch..... 11

Promoviert im Neuen Testament

Heidrun Mader..... 14

Eine evangelische Theologin in Uganda

Ökumene für Fortgeschrittene

Charlotte Eisenberg..... 16

Acht Tage für den Frieden – Die Internationale Ökumenische

Friedenskonvokation in Jamaika vom 17. bis 25. Mai 2011

Charlotte Eisenberg..... 25

Hausabende 2010/11..... 30

Kurzkommentare zu Hausabenden..... 31

Studienfahrt SoSe 2011 nach Prag

Carolin Schmelas..... 43

Heimbewohner/innen 2010/11..... 47

Aktivitäten im Heim (Photos)..... 49

Eröffnungswochenende WiSe 2011

Tobias Löffler..... 51

Personalmeldungen 55

Mitglieder 57



Eröffnungswochenende Winter Semester 2011/12

Hinten, v.l.: Simon Kirchner, Darya Vdovina, Christoph Hammann, Selma Dorn,
Tobias Löffler, Yuqing Chen, Benedikt Englert, Liga Dzenite, David Vogel,
Katharina Menge, Jonas Kath, Géraldine Hertz, Max Noak, Sabrina Aras
Vorne, v.l.: Aixin Hu, Hiroko Yamayoshi, Minhua Jing, Marina von Ameln,
Katharina Simunovic, Sarah Riedel, Melinda Madarasz

Es fehlen: Begona Fernández-Cid, Marian Palaga (→ S.46),
Carolin Schmelas und Tina Tarnowski (→ S. 50).

Vorwort

Lieber Freundeskreis, werte Leserinnen und Leser!

Als neuer Vorsitzender des Freundeskreises habe ich die Ehre, die ersten Seiten des 23. Bandes der *Oecumenica* zu füllen und grüße alle Leserinnen und Leser recht herzlich. Nach den Steilvorlagen von *Helmut Zappe* versuche ich nun den Ball anzunehmen und nicht nur das Vorwort würdig weiterzuführen. Für den Einsatz und die Leistungen des alten Vorstandes und Redaktionsteams sei an dieser Stelle nochmals ein tiefer Dank ausgesprochen! Schön, dass bei all dem Wechsel die Hälfte des Vorstandes ihren Sitz nicht hergab und auch *Bernd Günther* weiter treu für Layout und Redaktion der *Oecumenica* bereitsteht. Ihm und allen Autorinnen und Autoren gebührt großer Dank für das wieder einmal sehr gelungene Heft!

Vielleicht herrscht Verwunderung, warum nach so kurzer Zeit schon wieder eine *Oecumenica*-Ausgabe in Ihrem/Eurem Briefkasten liegt. Wegen der personellen Umbrüche und angesichts der Beiträge, die sich schon bald nach der letzten Ausgabe abzeichneten, hat die Redaktion kurzerhand beschlossen, zu der immer angepeilten, aber seit einigen Ausgaben schwer einzuhaltenden Jahreszeit der Veröffentlichung, dem Advent, zurückzukehren. Diese Ausgabe erscheint noch ein letztes Mal komplett als Druckausgabe. Wer weiterhin Papier in Händen halten möchte, schreibe bitte eine kurze Email an freundeskreis@oek.uni-heidelberg.de oder einen Brief an die Freundeskreis-Adresse.

Den Auftakt des vorliegenden Heftes bildet die Andacht von *Diederik Noordveld*, in der er beim diesjährigen Sommerfest ein ertragreiches Resümee seiner ökumenischen Erfahrungen als Studienleiter zog und das Motto „I have a dream“ als Gabe und Aufgabe für das Leben im Wohnheim formulierte. Direkt im Anschluss blicken wir in das offene Gesicht der neuen Studienleiterin, *Marina von Ameln*, die nun zum dritten Mal Heimat im ÖK findet und für ein Semester das Leben des Wohnheims mit ihrer herzlichen Art leiten wird. Ihre Vorstellung und der Bericht vom Eröffnungswochenende zum Wintersemester 2011/12 lassen schon erkennen, dass ihr Herz ganz für das ÖK schlägt.

Anschließend wagt sich die *Oecumenica* mit einem neuen literarischen Genre ins Spielfeld und präsentiert zwei kürzlich abgeschlossene Doktorarbeiten mit je einer biographischen Einleitung. *Heidrun Mader* und ich hoffen, dass wir Ihnen und Euch damit ein wenig näher bringen können, worüber sich so manche ehemalige ÖK-Bewohner den

Kopf zerbrechen. Wir würden uns freuen, wenn die Beiträge Nachahmung fänden und der eine oder die andere einen biographisch gerahmten Einblick in derzeitige Arbeitsbereiche geben würde. Das Redaktionsteam freut sich über Eure und Ihre Zuschriften!

Eine weitgereiste und äußerst engagierte ehemalige ÖK-Bewohnerin dürfen wir dann in den nächsten beiden Beiträgen bestaunen. *Charlotte Eisenberg*, die in den Jahren 2002-2005 im ÖK wohnte, entführt uns zunächst nach Uganda, wo sie ein Jahr Friedensdienste in verschiedenen christlichen und interreligiösen Kontexten ableistete. Von Uganda machte *Charlotte Eisenberg* einen „Abstecher“ nach Jamaica, wo sie an der „Internationalen Ökumenischen Friedenskonvokation“ teilnahm und teils ernüchternde aber auch viele beeindruckende Erfahrungen sammeln konnte.

Die Berichte von den Hausabenden, der Studienfahrt und dem Eröffnungswochenende ziehen uns hinein in die Zeit, in der wir selber Bewohnerinnen und Bewohner waren. Wir staunen über die Vielfalt der Themen, die Tiefe und Freude der gelebten Ökumene. Den traurigen aber sehr würdigen Abschluss bildet der Nachruf auf Friedemann Golka, der in diesem Jahr verstarb.

Im nächsten Jahr dürfen wir uns auf ein interessantes Symposium des Freundeskreises zum Thema „Berühmte Persönlichkeiten Heidelbergs“ freuen. Bitte halten Sie sich schon jetzt den **6.- 8. Juli 2012** frei, wo das **Sommerfest** des Wohnheims, das **Symposium** und die **Mitgliederversammlung** des Freundeskreises stattfinden werden. Ein Grund mehr, an diesem Wochenende nach Heidelberg zu kommen, ist das Schlossfeuerwerk am Samstag Abend.

Ich bitte um Nachsicht, dass aus dem Vorwort doch eine Einleitung geworden ist. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund (oder die Tastatur) über. Mir bleibt nur noch, Ihnen und Euch eine gesegnete Adventszeit und ein friedliches neues Jahr zu wünschen.

„Und bis wir uns wiedersehen halte Gott euch fest in seiner Hand ...“,

Ihr/Euer Fabian Kliesch

Vorsitzender des Freundeskreises

Heidelberg, im November 2011

Gleichwertig – nicht gleich

Andacht am Sommerfest, 8. Juli 2011

Diederik Noordveld

„I have a dream.“ Es ist schon fast fünfzig Jahre her, dass Martin Luther King diese Worte am Lincoln Memorial sprach. „I have a dream.“ Ich träume davon, sagt King, dass es den Söhnen von Sklaven und den Söhnen von Sklavenhalter eines Tages möglich sein wird, zusammen auf den roten Hügeln von Georgia an dem Tisch der Geschwisterlichkeit zu sitzen. Denn, so King, es ist an der Zeit, dass die Vereinigten Staaten endlich die eigentliche Bedeutung ihres Grundgesetzes leben: „Wir halten es für selbst-evident, dass alle alle Menschen gleichwertig geschaffen sind.“ Es ist selbstevident, klar wie Kloßbrühe, dass alle Menschen gleichwertig sind. Auch wenn wir uns nicht auf den roten Hügeln von Georgia, sondern im Neckartal befinden, muss ich regelmäßig an Kings Rede denken, bei manchen Hausabenden zum Beispiel, oder im Bus auf der Studienfahrt, bei den Eröffnungswochenenden, oder auch hier und jetzt, in der Kapelle beim Sommerfest. Ökis aus aller Herren Länder, aus dem Norden und dem Süden, aus dem Osten und dem Westen der Welt, unterschiedliche Kulturen, unterschiedliche Biographien, unterschiedliche Ausgangspositionen. Das einzige, was uns zu verbinden scheint, ist, dass wir an der Universität Heidelberg studieren. Dabei studieren wir auch noch die unterschiedlichsten Fachrichtungen: Mathematik, Medizin, Jura, Theologie. Aber trotzdem sitzen wir zusammen an dem Tisch der Geschwisterlichkeit, buchstäblich bei dem gemeinsamen Abendessen zu den Hausabenden, oder auch bei dem Essen heute abend, gleich nach der Andacht. Aber es gilt auch für das Leben im Ök an sich, für unser Zusammenleben. Es ist irgendwie selbstevident, klar wie Kloßbrühe, dass wir alle gleichwertig sind. Ja, manchmal gehen Träume in Erfüllung. „I have a dream.“

„Hier gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Juden und Griechen, zwischen Sklaven und freien Menschen, zwischen Mann und Frau.“ 2000 Jahre vor Martin Luther King hatte auch Paulus einen Traum. In dem Brief an die Galater schreibt er von der Gleichwertigkeit aller Menschen. Juden und Griechen, Sklaven und freie Menschen, Männer und Frauen, sie sind alle gleichwertig. Paulus sieht diese Gleichwertigkeit in Jesus Christus begründet. Er schreibt: „Denn durch eure Verbindung mit Jesus Christus seid ihr ein neuer Mensch geworden.“ Martin Luther King träumt von dem Tisch der Geschwisterlichkeit, einem Tisch, an dem für alle Platz ist. Paulus beschreibt dieselbe Tischgemeinschaft, eine Gemeinschaft, in der alle Menschen willkommen sind. Und Paulus sagt, dass diese Gemeinschaft nicht ohne die Verbindung mit Gott zu verstehen ist, denn die Verbindung mit Jesus Christus macht uns zu einem neuen Menschen. Unser Wert liegt nicht primär in unserer soziokulturellen Herkunft, oder in unserem Geschlecht, auch nicht in unserem Studienfach. Unser Wert ist in Jesus Christus begrün-

det. Er macht uns zu neuen Menschen. Zu einer Gemeinschaft aus neuen Menschen. Die Andachten am Dienstag- und Donnerstagabend erinnern uns daran, dass unser Sein nicht ohne die Verbindung mit Gott zu verstehen ist. Nicht ohne die Verbindung mit Jesus Christus. Sein Leben und Sterben erneuert unsere Beziehung zu Gott. Aber gerade so ermöglicht er uns auch die Beziehung zu anderen Menschen. Die Beziehung zu uns selbst. Paulus schreibt: „Ihr alle seid also Söhne und Töchter Gottes, [...] weil ihr mit Jesus Christus verbunden seid.“ Aber wenn wir nach Paulus Söhne und Töchter Gottes sind, bedeutet dies auch, dass wir Brüder und Schwestern von einander sind. Gleichwertige Brüder und Schwester in Jesus Christus. Hier gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Juden und Griechen, zwischen Sklaven und freien Menschen, zwischen Mann und Frau.

Gleichwertig bedeutet aber nicht gleich. Auch wenn wir durch die Verbindung mit Jesus Christus ein neuer Mensch geworden sind, heißt dies nicht, dass wir plötzlich alle gleich sind. Das wird ganz schnell klar, wenn ihr jetzt nach links oder nach rechts schaut. Unsere Sitznachbarn haben zum Teil ein anderes Geschlecht, tragen eine Brille, haben eine andere Augenfarbe, sind kleiner oder größer als wir selbst sind, tragen andere Kleidung, sind älter oder jünger als wir. Keiner von uns sieht gleich aus. Wir sind gleichwertig, aber nicht gleich. Aber es hört mit äußerlichen Merkmalen nicht auf. Auch wenn heute abend eineiige Zwillinge unter uns gewesen wären, wären die beiden doch nicht gleich gewesen. Wir werden von unterschiedlichen Erfahrungen geprägt, haben unseren eigenen Entwicklungsgang. Wir erleben Situationen, die nur uns in Erinnerung bleiben, Menschen, die nur für mich diese wichtige Rolle spielen. Und das ist auch gut so! Es wäre grausam, wenn wir alle gleich aussehen würden. Wenn wir alle eine ähnliche Persönlichkeit hätten, oder dieselbe Vergangenheit. Uns würden die Gesprächsthemen ausgehen. Und wie, bitte schön, sollen wir uns dann überhaupt noch verlieben? Wir würden nie wieder einen Hausabend „Studierende über ihr Land“ haben. Nein, ich bin ich und du bist du. Und das ist auch gut so. Wenn wir in Jesus Christus ein neuer Mensch geworden sind, heißt das nicht, dass uns unsere Identität geraubt wird. Vielmehr ermöglicht gerade die Vielfalt die geschwisterliche Tischgemeinschaft. Die Vielfalt macht das Leben spannend und lebenswert. Nicht umsonst gibt es Quoten im Ök, Quoten, die versuchen, die Vielfalt zu vergrößern: eine Hälfte Deutsche, eine Hälfte Ausländer, eine Hälfte Männer, eine Hälfte Frauen, ein Drittel Theologiestudierende, zwei Drittel Studierende anderer Fakultäten, Quoten, damit das Leben so vielfältig wie möglich ist, denn gleichwertig bedeutet nicht gleich.

„Es ist [vielmehr] normal, verschieden zu sein.“ Auch wenn ich ihn nur gelesen habe, hat der Vortrag mit diesem Titel von Richard von Weizsäcker aus dem Jahre 1993 mich tief beeindruckt. Es ist normal, verschieden zu sein. Es ist die Eröffnungsansprache einer Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte. Von Weizsäcker sagt: „Es ist normal, verschieden zu sein. Es gibt keine Norm für das Menschsein. Manche Menschen sind blind oder taub, andere haben Lernschwierigkeiten, eine geistige oder körperliche Behinderung – aber es gibt auch Menschen ohne Humor, ewige Pessimis-

ten, unsoziale oder sogar gewalttätige Männer und Frauen.“ Martin Luther King, Paulus und Richard von Weizsäcker sprechen von einer Sache. Egal welche Rasse, egal welches Geschlecht, egal welche körperliche Verfassung, wir Menschen sind gleichwertig. Es ist gerade diese Verschiedenheit, die das Leben lebenswert macht. Und ich denke, dass es sich lohnt, sich immer wieder für diese Verschiedenheit einzusetzen. Wenn ich mir ein Ök vorstelle, in dem alle Leute genau so wären wie ich, dann ist das nicht das Ök. Da fehlt das, was das Ök ausmacht. Der polnische Medizinstudent, der gerne Ökis verarztet, der Manga-lesende Grieche, Ökis, die zwar beide Christoph heißen, aber doch sehr unterschiedlich ausgesprochen werden, ein Öki, der trotz Examensvorbereitung unermüdlich das Volleyballteam vorantreibt, der Chinese, der nach Heidelberg kommt, um ausgerechnet Sinologie zu studieren, eine norddeutsche Öki, die tatsächlich Tee mit Wölkchen trinkt, der Organist aus dem Odenwald, eine ungarische Öki, die sich in Heidelberg ausgerechnet in einen Ungarn verliebt, eine Öki, die nur nach Bamberg geht, wenn sie danach wieder einziehen darf, badische Ökis die auf Ghanaisch-Hiplife stehen, eine Öki, die mit dem schönsten französischen Akzent Deutsch redet, eine Chinesin, die eine Berliner Fernehe führt, ein Öki, der denkt, dass Bochum das Non-plus-ultra ist, ein Togolese, der Fan von Adebayor ist, gefürchtet für seinen Fouls beim Fußball, ein Öki, mit dem man immer über Apple, Fußball und Autos reden kann, oder ein Allgäuer, der so unterschiedliche Haarschnitte hat, dass man ihn kaum wiedererkennt, Ökis, die im Leseraum wohnen, die Öki mit dem ansteckenden Lachen, Biowissenschaftlerinnen, die sich für Astrobiologie interessieren, eine Öki, die nach vielen Semestern noch immer die jüngste im Haus ist, das ganz herzliche Mädchen mit dem Freund mit einem gefährlichen Hobby, eine Usbekin, die den besten Plov der Welt macht, der humorvolle Spanier, eine Japanerin, die tatsächlich sehr höflich ist: Arigato, ja, es ist normal, verschieden zu sein.

I have a dream.

Hier gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Juden und Griechen.

Gleichwertig bedeutet nicht gleich.

Es ist normal, verschieden zu sein.

Das sind vier Sätze, die im Ök eine besondere Bedeutung haben.

Bericht und Kurzporträt der neuen Studienleiterin

Marina von Ameln

Aller guten Dinge sind drei ... und so stand am 28. Sep. 2011 für mich zum dritten Mal der Einzug in die Plankengasse 3 an. Die Koffer und Kisten wurden in Wuppertal gepackt und auf ging es ins Ökumenische Wohnheim nach Heidelberg, doch dieses Mal als neue Studienleiterin.

Aufgewachsen bin ich im schönen Rheinland, in einem kleinen Örtchen in der Voreifel, was bis heute an meiner Heiterkeit, dem singenden Dialekt und meiner Leidenschaft für den Kölner Karneval nur schwer verkennbar ist. Obwohl mir als Jugendliche die praktische Anbindung an eine Kirchengemeinde fehlte, packte mich die Neugier am Theologiestudium und so begann ich im WS 2004/05 an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal mein theologisches Grundstudium.

Zum Sommersemester 2007 stand damals unter der Studienleiterin Christiane Bindseil der erste Einzug ins Ök an. Gerade zurückgekehrt voller bunter Eindrücke aus dem fernen Bolivien, zog ich zusammen mit Annabell Gietz ins Doppelzimmer ein. Wir teilten unsere Erfahrungen, sie aus Äthiopien und ich aus dem Freiwilligendienst in den Anden, und fanden im Ök den richtigen Ort, um unsere Auslands- und Ökumeneerfahrungen auch hier in Deutschland weiter zu vertiefen. Doch obwohl ich mich in Heidelberg schnell wie zu Hause fühlte, war meine Leidenschaft für Lateinamerika so sehr entfacht, dass ich bereits nach einem knappen Jahr dorthin zurückkehrte. Dieses Mal studierte ich am ISEDET in Buenos Aires, um mich auch von theologischer Seite dem Kontinent und der weltweiten Ökumene zu nähern.

Nach diesem spannenden Jahr in der argentinischen Hauptstadt und meinen ersten Salsastunden wurde ich zum Sommersemester 2009 wieder im Ök zurückgeheißen. Dieses Mal mit neuem Studienleiter, Diederik Noordveld. Und so setzte ich mit bekannten und neuen Ökis an meiner Seite mein Studium und auch das Salsatanzen in Heidelberg fort. Das zweite Jahr im Ök verflog wie im Nu und es wurde Zeit auch das andere Ufer des Neckars kennenzulernen. Im TSH, dem Theologischen Studienhaus, bestritt ich meine Examenszeit und erlebte auch dort mit, wie die Ära des einen Studienleiters zu Ende ging und die einer neuen begann.

Die enge Verknüpfung von theologischem Studium, ökumenisch buntem Wohnheimleben und lateinamerikanischen Rhythmen hat mich schließlich im März diesen Jahres durch das rheinische Examen getragen.

Und nachdem ich das letzte Semester als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Septuaginta und Biblische Textforschung an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal gearbeitet hatte, schloss sich im letzten Monat der Kreis und ich konnte nach Heidelberg und somit ins Ök zurückkehren. Nach zwei Studienleiterinnen und zwei Studienleitern in zwei verschiedenen Heidelberger Wohnheimen, darf ich nun selbst für ein

Semester in deren Fußstapfen treten.

Elf „neue“ Ökis sind mit meiner Mitbewohnerin und mir dieses Wintersemester in die Plankengasse 3 neu eingezogen, und so ging das Semester gleich von Beginn an schwungvoll los! So viele neue Gesichter ließen eine spannende Zeit versprechen. Da war es doch auch ganz passend, dass zu Beginn des Semesters eine Entrümpelungsaktion im Haus gestartet wurde. Angetrieben durch eine kleine bis mittelschwere Überflutung des hinteren Kellerraumes, beschloss unsere Ephora Prof. Nüssel mit vereinten Kräften alle Räume des Hauses einmal durchzuforsten. Ein riesen Dank soll an dieser Stelle an das ganze Team, an Frau Huffmann, Herrn Taha, Frau Eiffler, Herrn Ignazzi und Herrn Schlusche, unseren vorübergehenden Hausmeister, gehen! Sie haben wochenlang organisiert, geräumt und gereinigt, so dass nicht nur zwei Container an Sperrmüll gesammelt und Fahrräder nach Afrika geschickt wurden, sondern nun Keller, Garten und Haus teilweise neu gestaltet werden können.

Und auch die Ökis starteten am Eröffnungswochenende aktiv ins Semester, wovon an späterer Stelle auch berichtet werden wird. Auch wenn dieses Semester wie im Nu verfliegen wird, so sind mir zwei Aspekte doch besonders am Herzen gelegen und ließen mich hoch motiviert und mit Freude die Studienleitung antreten:

Zum einen „gelebte Ökumene“: Diese sollte sich nicht nur in den verschiedenen Konfessionen der Bewohnerinnen und Bewohner zeigen, sondern auch in der aktiven Praxis. So besuchten wir am Eröffnungswochenende die evangelisch-freikirchliche Gemeinde der Baptisten in der Heidelberger Weststadt. Da die Gemeinde dort zurzeit ohne Pfarrer ist, lebt sie von der Beteiligung und dem Engagement der Gemeindeglieder, welches in dem kreativ gestalteten Gottesdienst sehr schön zum Ausdruck kam. Mir ist es wichtig, das gegenseitige Kennenlernen und den Austausch der verschiedenen christlichen Konfessionen voranzutreiben und zu fördern, und dies funktioniert nur dann, wenn man einen ersten Schritt aufeinander zu gewagt hat. Auch der Buß- und Betttag steht wie jedes Jahr im ökumenischen Licht. So werden die christlichen Wohnheime zusammen mit der ESG und der KHG am 16. Nov. einen gemeinsamen Gottesdienst in der Peterskirche feiern. Ein Vorbereitungstreffen der VertreterInnen der Gruppen hat bereits stattgefunden, und wir können uns auf einen tollen Gottesdienst unter dem Motto „Ja, ja; nein, nein“ (Mt 5,37) freuen.

Zum anderen „soziales Engagement“: Auch dieser zweite Aspekt kam im Gottesdienst des Eröffnungswochenendes sehr konkret zum Ausdruck. Es war Micha-Sonntag, und die Predigt thematisierte weltweite wirtschaftliche, soziale und politische Krisen und vor allem die Hungerkatastrophe in Ostafrika. Ganz nach dem befreiungstheologischen Geist gehören Wort und Tat, Glaube und Handeln unmittelbar zusammen. Dies versucht nicht nur das befreiungstheologische Netzwerk Heidelberger Studierende, die sich mittwochs in der ÖK-Kapelle treffen, in die Tat umzusetzen, sondern auch die Ökis selbst folgen mit ihrem Sozialprojekt diesem Weg. So wollen wir dieses Semester zum einen über die traditionellen Feste für Spenden sorgen und zum anderen über diverse weitere Aktivitäten, wie Filmabende zu Themen sozialer, wirtschaftlicher und politi-

Bericht und Kurzporträt der neuen Studienleiterin

scher Herausforderungen, einer „Kleingelddose“ und dem Ök-Chor. Und mal schauen, was uns sonst in den kommenden Wochen noch so einfallen wird!

Nach meinen ersten vier Wochen fühle ich mich wieder ganz wie zu Hause im Ök und freue mich sehr auf die spannenden Monate, die noch kommen. Und dank der Unterstützung der Ökis und von Frau Huffmann kann ich neben der halben Stelle im Ök dann in den kommenden Wochen auch mit den ersten Schritten meiner Dissertation beginnen! :-)

Ich freue mich alte und neue Gesichter persönlich hier im Ök begrüßen zu dürfen, ob zum Adventsfest oder einem nachmittäglichen Kaffee! Einfach eine Mail schreiben an: marina.von.ameln@oek.uni-heidelberg.de .



Promoviert im Schnittfeld zwischen Medizin und Theologie

Rückblick auf einen wissenschaftlichen Lebensabschnitt¹

Fabian Kliesch

Im Jahr 2004 hieß es Abschied nehmen von der Nestwärme des Oek. Das erste theologische Examen war geschafft, und drei Jahre des Medizinstudiums folgten. Das Jahr 2007 markierte wieder einen Einschnitt: Die Geburt der ersten Tochter, die Approbation als Arzt und der Beginn an einer theologischen Dissertation in Heidelberg im Bereich Medizinethik. Als Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung war ich von der Pflicht der Arbeit an einem Lehrstuhl entlastet, hatte aber dadurch bisweilen die Not, wissenschaftlich Gleichgesinnte zu treffen. Durch meine Arbeit als Prädikant in einer Heidelberger Gemeinde und natürlich durch die Familie fehlte es zum Glück nicht an sozialen Kontakten und an Ausgleich, wenn die Arbeit nicht so voranging wie geplant. Im April 2010 war die Arbeit zwar noch nicht in trockenen Tüchern, aber ich entschied mich für den Einstieg ins Vikariat bei der Evangelischen Landeskirche in Baden. Angespornt durch die großartige Unterstützung meiner Familie – die sich 2009 um ein weiteres Mitglied erweitert hatte – und meiner Lehrgemeinde konnte ich im Oktober 2010 den Sack zubinden. Das Warten auf die Gutachten erwies sich dann länger als erwartet. Im Sommer 2011 durfte ich dann die Promotionsurkunde in Empfang nehmen und hatte die Freude, dies zeitgleich mit Ex-Oeki Heidrun Mader zu tun. Der Umstand brachte uns auch auf die Idee, einen kleinen Einblick in unser wissenschaftliches Arbeiten zu geben.

Meine Dissertation hat eines mit vielen anderen Arbeiten gemeinsam: Sie trägt einen eher trockenen Titel: „Das Ethos der Bundesärztekammer: Geschichte, Positionen, Tendenzen. Eine Untersuchung der Verlautbarungen der Bundesärztekammer zu Themen des Lebensanfangs und Lebensendes“. Das mag abstrakt klingen, hat mir aber im konkreten Arbeiten viel Freude bereitet. Ich konnte abtauchen in die deutsche Zeitgeschichte, mich in intensive Textarbeit vertiefen und mich ethischen Kernfragen widmen. Wissenschaftlich eine tolle und bereichernde Zeit!

Am Anfang meiner Arbeit stand eine Vermutung: Die gesellschaftliche Haltung zu ethischen Fragen verändert sich im Verlauf der Geschichte und passt sich den zeitlichen Gegebenheiten an. Dies könnte genauso auch der Fall für den ärztlichen Berufsstand sein, dem ich ja angehöre. Warum scheint es nach Jahren der Skepsis nun ethisch salonfähig zu sein, dass Embryonen auf ihre genetische Güte getestet werden können, bevor sie im Mutterleib eingepflanzt werden? Wie kam es, dass die Devise „Therapien bis zuletzt“ immer mehr infrage gestellt wurde und dass es nun ethisch richtig oder gar geboten ist, Behandlungen am Lebensende abubrechen? Abstrakter gewandt bil-

¹ Die Grundlage des Artikels bildet ein Text, der im Jahressheft 2011 der Theologischen Fakultät Heidelberg erscheint.

deten folgende Fragen den Ausgangspunkt der Arbeit: Welche Positionen und Begründungsmuster ärztlicher Ethik haben sich gewandelt und welche sind konstant geblieben? Was waren die zeitgeschichtlichen Auslöser und welche Tendenzen zeichnen sich für das ärztliche Ethos ab?

Im Zentrum der systematischen Klärung dieser Aufgabenstellung stehen zwei methodische Herangehensweisen. Die eine zeigt sich in einer detaillierten Arbeit an Texten, die die Bundesärztekammer (BÄK) zu ethischen Themen herausgegeben hat. Die BÄK ist eine Standesorganisation für die in Deutschland tätigen Ärztinnen und Ärzte und hat u.a. zu den Themen Sterbebegleitung, Reproduktionsmedizin und Schwangerschaftsabbruch Verlautbarungen herausgegeben. Wenn sich die Rechtslage ändert oder sich besondere medizinische und gesellschaftliche Entwicklungen ergeben haben, werden die Texte an den entsprechenden Stellen angepasst. Mittels von eigens für die Dissertation erstellten Synopsen wurden in den unterschiedlichen Textversionen die Stellen herausgefiltert, die geändert oder beibehalten wurden. Diese Variablen und Konstanten in den Texten sind einerseits als Reaktion auf äußere Veränderungen zu werten. Andererseits sind die Texte Ausdruck eines bewusst formulierten ärztlichen Standesethos. Bei Änderung der Texte ändern sich also in gewissem Maße auch Teile des Ethos der BÄK. Dessen Profil und Entwicklung herauszuarbeiten ist das Anliegen der Arbeit.

Das zweite methodische Standbein der Dissertation besteht in der Analyse des historischen Kontextes der einzelnen Verlautbarungen der BÄK. Auf die Weise können die Entstehung der Positionen und Argumente der BÄK in den Texten nachgezeichnet und rechtliche, medizinische und gesellschaftliche Auslöser für textliche Änderungen aufgespürt werden. Zur historischen Kontextualisierung zählt auch die Einordnung der ethischen Positionen BÄK in das Konzert ethischer Statements anderer großer Organisationen, wie z.B. der Kirchen. Hierzu bemüht das letzte Kapitel der Arbeit einen ausführlichen Vergleich mit den ethischen Verlautbarungen der EKD und DBK.

Im Einzelnen gliedert sich die Arbeit in vier Kapitel, von denen das erste der Geschichte und Struktur der BÄK gewidmet ist. Das zweite Kapitel stellt die Quellen, Begriffe und Themen der Arbeit vor und entwickelt die These, dass es sich bei der Ethik der BÄK um keinen geschlossenen Entwurf, sondern um eine „Patchwork-Ethik“ handelt. Das dritte Kapitel bildet mit den historischen Sach- und Textanalysen den eigentlichen Materialcorpus der Arbeit. Eine beispielhafte Entwicklung, die an den Texten gut belegt werden konnte, betrifft die ethischen Normen am Lebensende. Deutlich an Prominenz zugenommen hat die Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht, sodass das Prinzip der Fürsorge immer mehr hinter das des – teils nur gemutmaßten – Patientenwillens rückt.

Im vierten Kapitel wird die Ernte eingefahren und in dreierlei Hinsicht gesichert: formale Beobachtungen (a) themenübergreifende Positionen (b) und ein Vergleich der Aussagen der BÄK mit kirchlichen Verlautbarungen (c). (a) Als eine formale Beobachtung, die sich aus der Analyse der Tiefenstruktur der Texte ergeben hat, ist besonders die variiende Verhältnisbestimmung zwischen rechtlicher, medizinischer und ethischer

Perspektive zu nennen, deren Gleichzeitigkeit für das ärztliche Ethos kennzeichnend ist. (b) In materialethisch unterschiedlichen Debatten zeigt das Ethos der BÄK ähnliche Strukturen. So lässt sich die ethische Entwicklung an den verwendeten zentralen Begriffen ablesen. Sprach die BÄK früher von „Substitutionstherapie“, heißt es heute „Kinderwunschbehandlung“. Und das ist ein deutlicher Unterschied: Geht es bei der Reproduktionsmedizin um eine Therapie oder um Wunschmedizin? Analoge Begriffs-paare mit anderen Bedeutungsverschiebungen lauten: „pathologischer Befund“ / „intrauteriner Patient“ bei der Pränataldiagnostik – und „Sterbehilfe“ / „Sterbebegleitung“ bei ethischen Fragen am Lebensende. (c) Der abschließende Vergleich zwischen BÄK und vor allem der EKD erbrachte den Ertrag, dass große positionelle Übereinstimmungen und einige bedeutsame Unterschiede festgestellt werden konnten. Diese betreffen vor allem die Tiefe, Kohärenz und interne Pluralität der ethischen Argumentationen. Hierbei könnten Verlautbarungen der BÄK sich einiges von den kirchlichen Verlautbarungen abschauen. Umgekehrt könnten die Kirchen von der BÄK lernen, wenn es um das professionelle Einbringen ethischer Positionen in die politischen Entscheidungsprozesse geht. Die Arbeit endet insofern mit einem Aufruf zu einem gegenseitigen Lernprozess zwischen ärztlicher Standesvertretung und Kirchen.

Mit dem Artikel hoffe ich einen kleinen lesenswerten Einblick in das Schaffen und Treiben eines ehemaligen Oek-Bewohners geliefert zu haben. Ich würde mich freuen, in den nächsten Ausgaben der Oecumenica etwas aus dem Leben anderer Ex-Oekis zu erfahren. Schreibt doch, wie es Euch nach der „Nestflucht“ ergangen ist: Familiengründung, Auslandserfahrungen, prägende Begegnungen und Wissenschaft ... alles ist willkommen und lesenswert.

Promoviert im Neuen Testament

Rückblick auf einen wissenschaftlichen Lebensabschnitt nach der Zeit im Ök¹

Heidrun Mader

Nachdem ich im Ök von 1999 bis 2001 die Luft der weltweiten Ökumene geschnuppert hatte und sie nach den üblichen vier Semestern verlassen musste, konnte ich mir diese Luft noch im gleichen Jahr in Cambridge ins Gesicht wehen lassen: hier war die gesamte Faculty of Divinity ökumenisch besetzt. So hörte ich eine Luthervorlesung von einem römisch-katholischen Dozenten, eine jüdische Dozentin eröffnete interessante Perspektiven für die Schriftauslegung des Alten Testaments und meine KommilitonInnen kamen aus verschiedensten Kirchen und kulturellen Hintergründen. Aus der ökumenischen und internationalen Weite ging es ein Jahr später mit einem M. Phil. in New Testament Studies im Gepäck zurück in die konfessionelle Konzentration und Klein-Campusatmosphäre der Lutherischen Theologischen Hochschule in Oberursel, wo ich nach meinem 1. Theologischen Examen für die Selbständige Evangelische Kirche Hochschulassistentin wurde. In dieser Zeit lernte ich auch meinen jetzigen Mann kennen, mittlerweile haben wir einen kleinen Sohn. Seit 2010 gehören wir der Evangelischen Kirche in Baden an. 2006 zog es mich zurück nach Heidelberg, wo ich für Professor Lampe bis jetzt als Assistentin im Neuen Testament arbeite. Neben meinen Lehrveranstaltungen und anderen Aufgaben am Lehrstuhl habe ich meine Dissertation verfasst, die mich meist gedanklich – manchmal aber auch tatsächlich – in die heutige Westtürkei bzw. in das antike Phrygien entführte. Dort waren im 2. Jh. n. Chr. viele Christen vom prophetischen Geist entflammt. Sie formten bald eine eigene Bewegung, die als „Montanismus“ in der Kirchengeschichte bekannt wurde. Andere Christen blieben skeptisch gegenüber der montanistischen Bewegung und wandten sich gegen sie. Die Bewegung musste sich bald von ihren Herkunftsgemeinden trennen und wurde wenig später zur Häresie erklärt. Dennoch existierte sie über mehrere Jahrhunderte. Durch mein ökumenisches Interesse, das spätestens in meiner Zeit im Ök voll auflebte, ist es vielleicht kein Zufall, dass meine Dissertation eine innerchristliche Auseinandersetzung erschließt und sich darum bemüht, beide Seiten der streitenden Parteien theologisch zu profilieren. Methodisch-wissenschaftlich stellt das insofern eine Herausforderung dar, als dass nur die antimontanistischen Quellen erhalten blieben.

Im Titel meiner Dissertation liest sich die Erforschung des frühen Abschnittes dieser innerchristlichen Auseinandersetzung folgendermaßen:

„Montanistische Orakel und kirchliche Opposition: Der frühe Streit zwischen den phrygischen neuen Propheten und dem Autor der vorepiphanischen Quelle als biblische Wirkungsgeschichte des 2. Jh.'s n. Chr.“

¹ Die Grundlage des Artikels bildet ein Text, der im Jahreshft 2011 der Theologischen Fakultät Heidelberg erscheint.

Der innerchristliche Schlagabtausch findet sich in einer Schrift, die bei Epiphanius im 48. Kapitel seines Panarions ihr Echo fand (fortan Q.E.). Den Montanisten geht es um prophetische Charismen, um das nahe Weltende und um prophetische Ekstase. Ihr Gegner, der Autor Q.E.'s, sucht diese Anliegen polemisch-theologisch zu widerlegen. Der erste Teil der Dissertation analysiert Q.E., verortet sie historisch als früheste rekonstruierbare Schrift über den Montanismus und erwägt den Apologeten Miltiades als Autor. Bisher stand Q.E. in der Forschung im Schatten zweier weiterer früher Quellen zum Montanismus, die sich bei Eusebius finden.

Der zweite Teil meiner Dissertation wendet sich den Orakeln der montanistischen AnführerInnen, Maximilla und Montanus, zu, die Q.E. zitiert. Erstmals in der Montanismusforschung wird das eigene theologische Profil der zwei ProphetInnen durch eine umfassende Exegese der Orakel herausgeschält und dabei besonders die Wirkungsgeschichte biblischer Texte in diesen Orakeln beleuchtet.

Im Einzelnen stelle ich den weitgehenden Forschungskonsens, dass Epiphanius eine frühe Quelle nutzt, die aus der phrygischen Anfangszeit des Montanismus stammt, dar und füge etliche neue literarkritische Argumente hinzu, auch wortstatistischer Art. Die folgende Analyse zeigt Q.E.'s gewandte Polemik, in der sich immer wieder auch die Argumente der montanistischen Christen auffinden lassen: Erstmals im frühen Christentum argumentiert Q.E. gegen die prophetische Ekstase. Sie erweise sich als verstandeswidrig. Für die Montanisten hingegen bedeutet Ekstase, in ganzer Person von Gott ergriffen zu sein. Adam in Gen 2,21-24 wird von ihnen als Vorbild angeführt. Für die Vorstellung vom Zeitalter des Neuen Bundes kristallisiert sich folgende Front heraus: Q.E. blickt für den Neuen Bund auf die apostolische Zeit und deren Führungsgrößen zurück, die Montanisten hingegen schauen auf das nah erwartete Eschaton voraus und sehen in diesem Licht ihr Leben im Neuen Bund mit Geistesgaben ausgestattet.

Diese und weitere Perspektiven finden sich auch in den Orakeln Maximillas und Montanus': Maximilla identifiziert sich selbstbewusst mit dem Apostel Paulus, der – wie sie selbst – innerchristlich angegriffen wurde. Wie der Apostel weiß sie sich rhetorisch geschickt und theologisch subtil gegen ihre Angreifer zu wehren. Sie stellt sich als einzige weibliche namentlich bekannte Theologin ihrer Zeit heraus, von der solch eine Paulusrezeption überliefert ist. Von Paulus nimmt Maximilla auch pneumatische Aspekte der Theologie auf und radikalisiert sie im Hinblick auf ihre eigene Person. Ihre Prophetie geschehe von Zwang getrieben. Auch Montanus teilt diese hellenistische Vorstellung. Passend dazu spricht er in der Ich-Rede und in der Sprache der Septuaginta als Stimme Gott Vaters oder in der Redeweise Jesu. Sein prophetisches Selbstverständnis erinnert am ehesten an den Johannesapokalyptiker sowie an hellenistische Propheten. Montanus und Maximilla eint, dass sie in der Prophetie eine Bundestheologie realisiert sehen, in der sich Gott dem Menschen in Bedrängnis offenbart und ihm nahe kommt. Beide ProphetInnen haben das Eschaton unmittelbar vor Augen, das sie in apokalyptischer Sprache beschreiben.

Eine evangelische Theologin in Uganda

Ökumene für Fortgeschrittene

Charlotte Eisenberg

Die Luft steht in dem kleinen Bus, der über die bucklige rote Straße irgendwo mitten in Uganda rumpelt. Um mich herum sitzen ca. 20 andere Menschen, drei Hühner und eine Ziege. Meine Beine sind inzwischen eingeschlafen genau wie die runzlige Oma neben mir, deren Kopf auf meiner Schulter ruht. Ab und zu, wenn unser Bus mal wieder über ein besonders tiefes Schlagloch fährt und wir alle so richtig durchgeschüttelt werden, wacht sie auf, schaut mich verwirrt an (und denkt sicher: Was macht dieser Muzungu nur hier?) – und schläft wieder ein.

Ich sitze in einem ugandischen Taxi, oder „Matatu“. Ein Matatu ist ein Kleinbus, der für 14 Menschen zugelassen ist, meist aber viel mehr Reisende aufnimmt, und kleinere Städte in Uganda mit Kampala, der Hauptstadt, verbindet. Der Vorteil der Matatus ist, dass sie ziemlich günstig sind. Eine Reise von 4 bis 5 Stunden kostet nur um die 3 Euro. Der Nachteil ist, dass man danach eigentlich gleich weiter zum Orthopäden gehen kann, denn Bequemlichkeit sucht man in einem Matatu umsonst. In der Regel fühlt man sich eher wie in einer Sardinenbüchse und sehnt die Ankunft des Busses am Reiseziel herbei, damit die Wirbel sich wieder einrenken und die Beine auch mal wieder gestreckt werden können.

Ich bin der einzige Muzungu in diesem Bus und bin gerade auf dem Weg nach Kampala, wo ich seit einer Weile lebe und arbeite. Muzungu bedeutet so etwas wie „Weitgereister“, wird aber eigentlich nur für Europäer oder weiße Nordamerikaner verwendet. Muzungu-Sein ist ziemlich anstrengend. Man wird immer und überall angeschaut, manchmal angestarrt, oft angesprochen, aus Begeisterung oder weil man eine potentielle Käuferin ist. Man kommt manchmal in den Genuss zweifelhafter Extrabehandlung, etwa wenn man auf einer Feier einen Stuhl angeboten bekommt, auf dem eben noch ein alter Mann saß, der nun auf dem Boden sitzen muss. Man muss häufig mehr bezahlen als alle anderen und bekommt regelmäßig eindeutige Angebote. Das kann wahnsinnig nervtötend sein und eigentlich platzte jedem Weißen, den ich in Uganda kennengelernt habe, irgendwann einmal der Kragen wegen dieser oft unerwünschten Aufmerksamkeit. Auf der anderen Seite ist es auch manchmal wirklich schön, so etwas Besonderes zu sein! Man ist immer willkommen, immer gemocht, immer geschützt und umschwärmt. Oft wurde mir schon gesagt, dass dies ein häufiger Grund dafür sei, dass Entwicklungshelfer/innen häufig nicht damit zurechtkommen, nach Europa zurück zu kehren. Dort sind sie wieder einer unter Tausenden und die Besonderheit, die sie vorher jede Minute begleitet hat, ist verschwunden.

Aber mal von Anfang. Was hab ich überhaupt in Uganda getrieben? Was bringt eine deutsche evangelische Theologin nach Ostafrika?

Nachdem ich mein Examen hinter mich gebracht hatte, beschloss ich, eine Doktorarbeit anzuschließen. Thema sollte sein: Ökumenische Gemeindekooperationen zwischen deutschen und afrikanischen Gemeinden im Vergleich. Und da ich noch nie zuvor in Afrika war, ergab es sich sehr günstig, dass ich eine sehr unkomplizierte Möglichkeit fand, einen einjährigen Freiwilligendienst in Uganda zu leisten. So bekam ich die Gelegenheit, Land und Leute und vor allem das christliche Uganda kennenzulernen. Zwar kann man ein einziges afrikanisches Land natürlich nicht mit „Afrika“ an sich gleichsetzen, aber eine Promotion über einen Kulturzusammenhang zu schreiben, von dem ich keine Ahnung habe, erschien mir unsinnig. Und eine Zeit lang wenigstens in einem afrikanischen Land gelebt zu haben, würde wenigstens ein Anfang sein.

Also ging's los: Meine Entsendeorganisation war EIRENE Internationaler Christlicher Friedensdienst e.V. und finanziert wurde das Jahr durch das staatliche Programm „weltwärts“, das Freiwilligendienste in den sogenannten Entwicklungsländern fördert. Nach einem zweiwöchigen Vorbereitungskurs in Deutschland ging es auch schon los: Meine erste Einsatzstelle war das HIV/AIDS-Projekt „Words of Hope“ (WoH) in Mbarara, im Südwesten Ugandas. WoH ist eine kleine christliche Organisation, die verschiedene HIV-Selbsthilfegruppen auf den Dörfern rund um Mbarara, die sich um sogenanntes „positive living“ bemühen, betreut. Es geht darum, HIV-Infizierten ein möglichst gesundes und unabhängiges Leben zu ermöglichen. WoH kümmert sich hauptsächlich



Mit einer der WoH Selbsthilfegruppen

darum, die Gruppen regelmäßig zu besuchen und ihre Aktivitäten ideell und finanziell zu begleiten. Im Zentrum stehen einkommensschaffende Maßnahmen wie Schweine- zucht, Anbau von Passionsfrucht oder Ziegenhaltung. Meine Aufgabe bestand vor allem in der Akquise von Geldern, um Tiere und Setzlinge, Ställe und Ackerboden zu erwerben. Da ich die lokale Sprache nicht beherrsche, konnte ich in der direkten Zusammenarbeit mit den Gruppen wenig tun. Dennoch war ich häufig auf Besuchen dabei, versuchte mich mit Händen und Füßen und viel Lächeln zu verständigen. Bald schon kannten mich die Mitglieder der Gruppen und gaben mir immer das Gefühl, willkommen zu sein. Da WoH während meiner Mitarbeit aber über keine feste Grundfinanzierung verfügte und dementsprechend auch keine Mitarbeiter einstellen konnte, ging die Arbeit allerdings etwas schleppend voran. Manchmal vergingen Tage, bis wir wieder in Aktion treten konnten.

Die Arbeit und der Kontakt mit den Gruppen gefiel mir dennoch im Grunde gut. Spannend und gleichzeitig höchst herausfordernd wurde die Zeit in Mbarara aber durch etwas anderes:

Words of Hope ist angegliedert an eine baptistische Studierendengemeinde mit stark evangelikaler Prägung, die während der ersten Monate meines Aufenthaltes zu meiner Heimatgemeinde wurde. Als evangelische Theologin mit linker Tendenz bedeutete das eine Erkundung von völligem Neuland. Nicht nur gestaltete sich der Gottesdienst völlig anders als ich es aus Deutschland gewohnt war, so gab es quasi keine Liturgie in einem deutsch-evangelischen Sinne, die Predigt dauerte in der Regel eine Stunde und war in erster Linie unterhaltsam, Abendmahl wurde selten und wenn dann mit Keksen und Limo gefeiert, die Gemeinde nahm durch spontane Gebete und Danksagungen aktiv am Geschehen teil. Auch die Theologie hatte eine Prägung, mit der ich vorher noch selten konfrontiert worden war bzw. sie bewusst gemieden habe. So stand vor allem die persönliche Errettung durch das Akzeptieren von Jesus Christus als Erlöser im Zentrum, die Evangelisierung von „Nichtgeretteten“ war ein wichtiges Thema, die Auslegung der Bibel geschah in einer am wörtlichen Sinn des Textes interessierten Art und Weise und konzentrierte sich auf Stellen, die für mich bisher keine große Rolle gespielt hatten. Außerdem standen Fragen um Sexualmoral häufig im Fokus von Diskussion, wobei deutlich wurde, dass Jungfräulichkeit einen hohen Stellenwert hatte. Alkohol, Ausgehen und mit fremden Menschen tanzen wurde abgelehnt. Auch anders als ich es aus landeskirchlichen Gemeinden gewohnt war, war der starke Zusammenhalt unter den Studierenden, die Zahl und Jugend der Gottesdienstbesucher/innen und die US-amerikanischen „Worshipsongs“, die eine wichtige Rolle in jedem Gottesdienst spielten.

Diese Gemeinde, so fremd mir das alles war, wurde sehr schnell zum Dreh- und Angelpunkt meines sozialen Lebens in Mbarara. An meinem ersten Tag begrüßte mich die Gemeinde auf überwältigende, herzliche Art und Weise. Innerhalb von drei Tagen hatte ich 20 neue Bekanntschaften geschlossen, war von etlichen Personen eingeladen worden und hatte das Gefühl, schon mitten in Uganda angekommen zu sein. Alle

schiene sich wahnsinnig über meine Ankunft zu freuen und gaben mir sofort das Gefühl, Teil der Gemeinde zu sein. Einsam war ich also kein Stück. Immer gab es Menschen, die mich mitnahmen und mir ihr Land, ihre Familie und ihre Kultur zeigten. Ich lernte in dieser Zeit Menschen kennen, die mir sehr an's Herz wuchsen und mit denen ich heute immer noch in Kontakt stehe.



Mit Mitgliedern der Gemeinde in Mbarara

Das einzige Problem war nur: Ich hatte mich übernommen. Mir war vorher klar gewesen, dass die Gemeinde eine Theologie vertreten würde, die nicht die meine ist. Dies war ja gerade der Grund für mich gewesen, Words of Hope als Einsatzstelle zu wählen: Ich wollte gerne aus meinen geschützten landeskirchlichen, linken, feministischen Kreisen heraus und andere Formen kennenlernen, den christlichen Glauben zu leben. Ich wollte eine „wirklich ökumenische“ Erfahrung machen. Eine, die über evangelisch-katholische Hochzeiten und Besuche in russisch-orthodoxen Gemeinden hinaus geht. Und das habe ich bekommen. Nicht nur war mir die zentrale Bedeutung der Vorstellung einer persönlichen Entscheidung für Jesus Christus und die damit einhergehende Einteilung der Menschen in Gerettete und Verlorene fremd, auch der Ausschluss von Frauen aus allen Führungspositionen erregte in mir großen Unmut. All dies erschien mir unreflektiert, unsachgemäß, diskriminierend, potentiell gefährlich, und widersprach gehörig meinen befreiungstheologischen, gesellschaftspolitischen Überzeugungen. Mir fiel es weitaus schwerer als ich es für möglich gehalten hatte, dieses Andere, das Fremde, das mir in der baptistischen Studierendengemeinde in Uganda begegnete,

Eine evangelische Theologin in Uganda

zu akzeptieren. Ich war gekommen, um zu lernen, zu verstehen, zu beobachten, und fand mich ständig in einer Situation wieder, in der ich verurteilte, ablehnte und mir absolut fehl am Platz vorkam. Gleichzeitig war mir aber auch klar, dass diese Erfahrung mir genau das gab, wonach ich gesucht hatte: Über den landeskirchlichen Tellerrand zu schauen, mich in Frage stellen zu lassen und die Gedankenbewegungen hinter evangelikalischen Überzeugungen besser zu verstehen. Die Mehrzahl aller Christen weltweit teilt Überzeugungen, wie ich sie dort kennengelernt habe. Und sie sind nicht einfach nur nachgeplappert, sondern ergeben in ihrer jeweiligen Situation Sinn, geben vielen Menschen Sicherheit und Hoffnung und nehmen einige biblische Texte ernster als manch lutherische Theologie mit ihrem *sola scriptura*. Für mich ergaben sich viele Denkanstöße: über biblische Theologie, über Christentum und Gleichberechtigung, über unser Verhältnis zu biblischen Themen wie Zauberei oder Dämonen, die für uns völlig abwegig sind, für Ugander aber Realitäten darstellen. Auch die Frage nach dem Glauben als Element im Streben gegen soziale Ungerechtigkeit stellte sich mir, nahm ich doch wahr, dass ugandische Christen in ihrem Glauben in der Regel keine politische Kraft sehen. In Uganda hat Glaube meiner Erfahrung nach vor allem die Funktion, das Leben erträglich zu machen, den Fakten einen Sinn zu geben, und nicht sie zu verändern. Was bedeutet das für die Rolle des Christentums in der Welt? Und für die Frage nach dem, was Jesus vor 2000 Jahren mit seinen Lehren bewirken wollte? Oder hat keiner recht und nur zusammen wird es was? Geht das überhaupt? Oder stehen sich da Fronten gegenüber, die unvereinbar sind?



Tanzstunde

Obwohl ich all diese Überlegungen spannend fand und mich auch in meinem Freundeskreis in Mbarara sehr wohlfühlte, war ich nach acht Monaten an einem Punkt angelangt, an dem mir klar war, dass ich in dieser Stelle und in dieser Gemeinde nicht mehr froh werden würde. Ich war frustriert von den finanziellen Schwierigkeiten bei Words of Hope und hatte immer mehr das Gefühl, mich verbiegen zu müssen, um die Menschen in der Gemeinde nicht zu oft vor den Kopf zu stoßen.



Mit den KollegInnen von URI

Also beschloss ich, mich nach einer neuen Stelle umzusehen. Da erschien es wie ein Geschenk des Himmels, dass eine andere Organisation, Religions United Initiative (URI), sich bei EIRENE gemeldet und nach einer Freiwilligen gefragt hatte. URI ist ein weltweites interreligiöses Netzwerk, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, verschiedene Religionen zusammen zu bringen, um für ein friedliches Zusammenleben zu arbeiten. URI hat sein regionales Büro für Ostafrika in Kampala, der Hauptstadt von Uganda. Ich packte also meine sieben Sachen und zog in ein kleines Ein-Zimmer-Appartement in der Nähe des URI-Büros. Und auch hier machte ich wieder die Erfahrung, dass die ugandische Herzlichkeit, Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft zur deutschen in keinem Vergleich steht. Wieder prasselten unentwegt Einladungen auf mich herab und ich hatte in kurzer Zeit wieder einen großen Bekanntenkreis. Bei URI warteten neue Erfahrungen auf mich. Nicht nur lernte ich hier Mitglieder anderer Religionen kennen, wie zum Beispiel Bahá'í, Muslime, Hindus und Buddhisten, sondern auch Christen anderer

Konfessionen. So war etwa die Geschäftsführerin griechisch-orthodox und der Vorsitzende des Vorstands ein katholischer Bischof. Insgesamt fühlte ich mich sehr viel wohler als bei Words of Hope, da ich bei URI und seinen Mitarbeiter/innen viel mehr das Gefühl hatte, ich selber sein zu können. Aufgrund des Ansatzes der Friedensbildung durch interreligiösen Dialog und Zusammenarbeit sind die Kollegen alle sehr viel offener und liberaler in Bezug auf Glaubensfragen und allgemein in Bezug auf Menschen- und Weltbilder. Hier hatte ich das Gefühl, viel öfter wirklich das sagen zu können, was ich denke, ohne Menschen zu verletzen oder dafür abgelehnt zu werden.

Auch bei URI bestanden meine Aufgaben vor allem im Anwerben von finanziellen Mitteln. So saß ich meist im Büro mit meinen Kolleginnen und Kollegen, recherchierte nach Geldgebern, die unsere Aktivitäten unterstützen könnten und schrieb Anträge. An den Wochenenden und abends erkundete ich die Theater- und Nachtclubszene Kampalas und lernte ugandisches Großstadtleben kennen. Im Gegensatz zu Mbarara, wo es einen Club und eine Hand voll Bars gab, konnte man in Kampala jeden Abend weggehen und von verschiedensten kulturellen Angeboten profitieren. In Kampala entdeckte ich meine Begeisterung für's Tanzen. Wenn Ugander tanzen, bleibt kein Auge trocken. Im Gegensatz zu Deutschland, wo man sich im schlechtesten Fall unkontrolliert zuckend an seinem Bier festklammert und sich im besten Fall selbstvergessen im Takt wiegt, bedeutet Tanzen in Uganda Kunst, Schönheit, Leichtigkeit, Perfektion. Schon kleine Kinder werden ermutigt zu tanzen, den Rhythmus zu erkennen, Bewegungsabfolgen nachzuahmen. Tanzen ist eine gesellschaftlich geschätzte Fähigkeit, die unter Männern und Frauen, jung und alt gleichermaßen hoch angesehen wird, die ständig weiterentwickelt wird und die zum Leben gehört wie Atmen und Essen. Ich habe es sehr genossen, Menschen beim Tanzen zuzusehen, mich selbst unter die Tanzenden zu mischen und Bewegungen nachzuahmen. Jahre von Tanzpraxis, die Ugander/innen in der Regel hinter sich haben, konnte ich aber natürlich nicht mehr aufholen. Dennoch waren die Nächte in den Clubs Kampalas mit die schönsten während meiner Zeit in Uganda.

Wenn ich in Mbarara viel dazugelernt habe über Herausforderungen der Ökumene, so habe ich in Kampala Erfahrungen mit den Schwierigkeiten und Tücken des interkulturellen Austauschs gemacht. In Kampala gibt es viele „Weiße“, Entwicklungshelfer, Geschäftsleute, Touristen und Freiwillige. Viele von ihnen verbringen ihre Zeit in teuren Cafés, den großen Einkaufszentren oder schicken Restaurants. Abends fahren sie zurück in ihre große Villen mit Garten, Mauer und Wachmännern. Auch ich muss zugeben, dass ich es manchmal sehr genoß, mir europäischen Luxus zu leisten, wie leckeres Essen, Kino oder Internet zu Hause. Gerade deshalb war ich aber auch permanent mit der Frage konfrontiert, was es heißt, „sich zu integrieren“. Ist es ugandisch, ohne Strom und Wasser zu leben, weil die Mehrheit unter diesen Bedingungen lebt? Bedeutet Integration jeden Tag Kochbananen und Bohnen zu essen, weil das die Mahlzeit ist, die die meisten tagtäglich zu sich nehmen? Und wie steht es mit Denk- und Verhaltensweisen, die in Uganda häufig anzutreffen sind? Wie geht z.B. ein Mensch, für den

Zauberei bisher lediglich nette Unterhaltung durch Joanne K. Rowling bedeutete, damit um, in einem Umfeld zu leben in dem diese als ernste Bedrohung für Leben, Gesundheit und Besitz verstanden wird? Wie kann man als aufgeklärte Europäerin einem gebildeten, aufgeschlossenen Menschen ernsthaft dabei zuhören, wie er von bösen Geistern in seinem Wohnzimmer berichtet ohne zu denken „Was für ein Quatsch!“? Oder was erwidert man, wenn Menschen voller Begeisterung auf einen zustürmen und rufen „Mensch, bist du fett geworden!“ und das als Kompliment meinen? Wie gewöhnt man sich daran, dass Schweigen, sehr leises Sprechen und summende Laute anstatt direkter Antworten ein Zeichen von Höflichkeit und Respekt bedeuten? Und wie geht man als Wahl-Berlinerin mit einer nicht geringen Zahl an schwulen und lesbischen Freund/innen damit um, dass die Mehrzahl aller Ugander/innen Homosexualität als Straftat versteht, die unter Umständen mit dem Tode bestraft werden muss? Während händchenhaltende Männer- und Frauenpaare im Straßenbild völlig normal sind und keineswegs auf gleichgeschlechtliche Partnerschaften hinweisen.

Was davon gehört zur sogenannten Kultur? Und was ist das überhaupt, „Kultur“? Gibt's DIE eine Kultur in einem Land oder gibt es eher ganz verschiedene Kulturen je nach gesellschaftlicher Gruppe? Und ist Kultur wirklich unveränderbar? Welche Rolle spielt der Einfluss durch Fernsehen, Filme, Musik aus dem sogenannten „Westen“? Besonders hier in Uganda und wahrscheinlich im ganzen subsaharischen Afrika balanciert man jeden Tag auf einem schmalen Grat zwischen Tradition und Moderne, zwischen Uganda und „dem Westen“, zwischen bitterarm und stinkendreich, zwischen Festhalten an den guten alten Werten und dem Streben nach Fortschritt und Progressivität. So kann man an einem Tag gut einen Mann kennenlernen, der vier Frauen und 18 Kinder hat und für seine älteste Tochter 10 Kühe verlangt, während man am selben Tag in einer Bar sitzt mit gutverdienenden jungen Menschen in Anzug und Kostüm, die alle paar Minuten das Internet über ihr iPhone konsultieren. Dann schaut man amerikanische Serien wie „Sex and the City“ und unterhält sich über den Kampf der Ugander/innen für mehr Frauenemanzipation und Umweltschutz. Gleichzeitig liest man in der Zeitung, dass ein Mob auf der Straße einen Menschen zu Tode geprügelt hat, weil er jemanden angefahren hat. Oder dass ein Kind gefunden wurde, das in einem Zauberritual verstümmelt und getötet wurde. Manchmal wartet man zwei Stunden auf den Beginn eines Meetings, dann wieder bekommt man Ärger weil man 10 Minuten zu spät kommt. Und dann ist da noch der (neo-)koloniale Einfluss. Ist es wirklich „ugandisch“, dass man möglichst im Anzug oder Kostüm zur Arbeit oder zu offiziellen Anlässen erscheinen sollte? Dass man komisch angeschaut wird, wenn man ungezügelter Sachen trägt? Oder wenn man sich ohne etwas unterzulegen auf eine Treppenstufe setzt? Ist es ugandisch, Sex vor der Ehe als absolute Sünde zu verstehen? Oder im Gegenteil drei Beziehungen gleichzeitig zu haben, wie so viele Frauen in den Städten? Und wie steht es mit der extremen Homophobie fast aller Ugander/innen?

Wie können diese Dinge eingeordnet werden? Kann ich diese Dinge überhaupt verstehen als Outsider? Welche davon muss ich als „Kultur“ respektieren, welche möchte ich

übernehmen und welche darf oder sollte ich kritisieren? An welche Wahrheiten kann man sich eigentlich halten? Einmal mehr habe ich festgestellt, wie relativ alles ist, wie wenig man behaupten kann, etwas „sei eben so“. Und bei aller verstandesmäßigen Durchdringung konstruktivistischer Denkansätze ist es doch noch mal etwas ganz anderes, in einer Umgebung zu leben, wo manche Dinge auf dem Kopf zu stehen scheinen, und die Augen daran zu gewöhnen, trotzdem alles mit den Füßen nach unten wahrzunehmen bzw. zu wissen, wann tatsächlich jemand auf dem Kopf steht und wann es mir nur so erscheint.

Seit August 2011 bin ich wieder in Deutschland, schreibe in Berlin meine Doktorarbeit und bin wieder voll im deutschen akademischen Trott angekommen. Doch alle Erfahrungen, die ich in Uganda gemacht habe, begleiten mich natürlich weiterhin. Nicht nur habe ich wunderbare Menschen kennengelernt, unglaublich viele Erfahrungen gemacht und mal wieder festgestellt, wie viele Fragen ich noch habe, und wie wenig Antworten es gibt. Auch habe ich das Gefühl, diese Welt doch ein Stück besser zu verstehen und auf meiner Suche nach meinem Platz darin ein wenig weiter gekommen zu sein. Für die Zukunft wünsche ich mir, mit meiner Doktorarbeit dafür sorgen zu können, dass Christ(inn)en aus Deutschland und solche aus afrikanischen Ländern sich etwas besser verstehen und gleichberechtigtere Beziehungen aufbauen können. Und dass ich wieder zurückkehren kann. In dieses wunderbare Land am Viktoria-See mit seinen wunderbaren, herzlichen Menschen.



Acht Tage für den Frieden – Die Internationale Ökumenische Friedenskonvokation in Jamaika vom 17. bis 25. Mai 2011

Ein Erfahrungsbericht

Charlotte Eisenberg

Die Internationale Ökumenische Friedenskonvokation (IÖFK) in Kingston, Jamaika, ist nun vorbei. Heute am 25. Mai liegt das Versammlungszelt leblos und in sich zusammen gefallen auf der Wiese der Universität von Kingston. Vereinzelte Bauarbeiter laufen um die Zeltplanen herum, nehmen Bodenplatten auseinander und sehen genauso traurig aus wie wir.



Wir sind die letzten TeilnehmerInnen, die nach allen Abschiedsworten, nach dem letzten Applaus und unzähligen Umarmungen noch auf dem Gelände geblieben sind. Irgendwie kommen wir uns verloren vor. Ein bisschen wie früher, wenn die Jugendfreizeit vorbei war und man nicht recht wusste, was man mit sich anfangen soll und wie man den Eltern erklären kann, was man in dieser wunderbaren Zeit zusammen erlebt hat. Acht Tage haben wir zusammen getagt, uns gegenseitig zugehört, gesungen, getanzt, gebetet, diskutiert, uns geärgert und gelacht. Acht Tage voller Eindrücke, Begegnungen, Anregungen. Acht einmalige Tage auf dieser besonderen Insel in der Karibik

Acht Tage für den Frieden

mit der furchtbaren Sklavereivergangenheit, die wie eine afrikanische Exklave zwischen all den anderen karibischen Inselstaaten liegt, wo jeder Straßenzug, jede Ecke, jedes Gesicht eine Geschichte von Entwurzelung, Sehnsucht, Stolz und Lebensfreude erzählen kann. Acht Tage Nachdenken über Gründe und Erscheinungsformen der Gewalt, über den Mut zum Frieden, über die Rolle der Kirche in dieser zerrissenen Welt und über die Herausforderung, alle Mutigen, Willigen, Verzweifelten und Kämpfenden an einen Strang zu bekommen.

Ich reiste nach Jamaika als Vertreterin der „Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden“ (AGDF), der Dachorganisation der Friedensorganisationen in Deutschland. Zudem leitete ich einen Workshop zu „Friedensarbeit in der Region der Großen Seen in Ostafrika“ im Auftrag von EIRENE, Internationaler Christlicher Friedensdienst e.V., für den ich schon seit einigen Jahren aktiv bin. Von August 2010 bis August 2011 war ich als Freiwillige für EIRENE in Uganda, weswegen ich den Auftrag bekam, auf der Friedenskonvokation von der Friedensarbeit, die EIRENE schon seit Jahren in der Region leistet, zu berichten.



Theatereinlage zu gerechter Wirtschaft

Insgesamt hatten sich knapp 1000 Menschen überall auf der Welt in Flugzeuge gesetzt, um bei der IÖFK für ihre Kirche oder für ihre Friedensinitiative dabei zu sein und von einander zu lernen. Tausend Menschen aus aller Welt, von Frankreich bis Tuvalu, von

Sibirien bis Kolumbien. Was für ein bunter Haufen von Menschen! Ein Ort der Vernetzung und der gegenseitigen Stärkung.

Während der Konvokationswoche gab es verschiedenste Veranstaltungen zu den unterschiedlichen Aspekten von Friedensarbeit. Es gab vier Unterthemen, die sich mit Teilbereichen des großen Themas „Frieden“ (was für ein gigantisches Wort!) auseinandersetzten. An einem Tag drehte sich alles um „Konfliktsituationen innerhalb von Gruppen oder Staaten“, ein anderer Tag hatte „Konflikt und Frieden zwischen verschiedenen Staaten“ zum Thema. Auch sprachen wir einen Tag lang über Konflikte, die durch unser globales Wirtschaftssystem hervorgerufen werden und ebenso war der Klimawandel als Ursache von Gewalt und Unfrieden Thema. Viele Menschen, die sich auf besondere Art und Weise in diesen verschiedenen Bereichen engagieren, hielten Vorträge, nahmen an Podiumsdiskussionen teil, leiteten Workshops und waren Ansprechpartner in Kleingruppen und informellen Diskussionen.



Meine Bibelarbeitsgruppe

Den besonderen Charakter bekam die Konvokation aber dadurch, dass im Grunde alle Teilnehmenden „Expert(inn)en“ der Friedensarbeit waren. Alle waren in irgendwelchen Zusammenhängen aktiv und brachten einen großen Schatz an Erfahrungswissen über das Eintreten für Frieden und Gerechtigkeit mit. Die IÖFK war kein Treffen der Bischöfe und Kirchenführer, sondern ein Treffen der Basis der christlichen Friedensar-

Acht Tage für den Frieden

beit. Und genau in diesem Charakter der Vernetzung und der gegenseitigen Stärkung über alle Kontinente und Konfliktzusammenhänge hinweg lag auch der besondere Gewinn der Konvokation: Anders als gerade viele deutsche TeilnehmerInnen es sich gewünscht hatten, war die IÖFK keine bahnbrechende Konferenz, auf der die Kirchen sich zu einer allgemeinen Ächtung des Krieges oder zum bedingungslosen Pazifismus verpflichteten. Leider. Doch dafür ist der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK), der Veranstalter der Konvokation, zu gespalten und zu sehr in Machtkämpfe verstrickt. Das kann man schade finden, was aber nichts daran ändert, dass die IÖFK für viele Friedensinitiativen ein wichtiges Vernetzungs- und Austauschforum geboten hat, das neue Kooperationen geschaffen und Anstöße gegeben hat.



Der Workshop zur Friedensarbeit in Ostafrika

Ein besonderes Erlebnis für mich war der Workshop zur Friedensarbeit in der Region der Großen Seen in Ostafrika, den Richard Okwera aus Uganda von "Peace and Development Foundation-Africa" (PDF-A) und ich organisierten. PDF-A setzt sich seit Ende der Kriegshandlungen in Uganda für die Reintegration von KindersoldatInnen ein. So wie PDF-A fördert auch EIRENE seit Jahren in Burundi, der Demokratischen Republik Kongo und Ruanda die Friedensbildung und Konflikttransformation. Durch die internationale Zusammensetzung der TeilnehmerInnen wurde der Workshop eine spannende Gelegenheit, sich über Friedensarbeit und die Möglichkeiten der Kooperation von „Nord“ und „Süd“ auszutauschen. Interessant war für mich vor allem, dass die afrikani-

schen TeilnehmerInnen des Workshops die kritischsten waren und an das Konzept des Friedensdienstes viele Anfragen hatten.

Sehr ernüchternd war es zu sehen, wie uneins und ungleich die weltweite Christenheit ist. Dass die katholische als größte aller Kirchen immer noch kein Teil des ÖRK ist und auch in Jamaika nur durch einzelne vertreten war. Dass die riesige Pfingstbewegung, die inzwischen fast die Mehrzahl aller ChristInnen auf der Welt ausmacht, auch kaum Präsenz hatte. Dass junge Menschen unter 30 nur 12 Prozent aller Teilnehmenden ausmachten. Dass aufgrund von ungleichen Möglichkeiten die wenigsten Teilnehmenden aus Afrika kamen, während die deutsche Delegation fast ein Zehntel der IÖFK ausmachte. Und dass das Thema Homosexualität und vor allem auch Gewalt aufgrund von sexueller Orientierung im offiziellen Programm fast nicht vorkam – und das in Jamaika, dem weltweiten Brennpunkt homophober Gewalt! Auch war es enttäuschend festzustellen, dass die IÖFK weltweit nur wenig und in Deutschland so gut wie keine Medienpräsenz hatte. Kurz: Man könnte die Konvokation als Anlass nehmen, in ein Lamento zu verfallen über das Sterben der Ökumene, ihre Uneinigkeit und Unbeweglichkeit oder auch über ihre fehlende Bekanntheit. Man kann aber auch in Begeisterung darüber verfallen, dass die weltweite Ökumene und ihre Mitgliedskirchen das politische Thema Friedensbildung so zentral finden, dass es ihnen wert ist, diese Konvokation auf die Beine zu stellen! Wie wunderbar, dass die Kirchen dieses Thema so wichtig fanden, dass sie dieses Riesenevent ermöglichten! Das sollte bei aller Kritik auf keinen Fall vergessen werden.

Für mich war das Beeindruckendste diese Fülle von ganz persönlichen Zeugnissen, der Lebensmut und die Leidenschaft vieler außergewöhnlicher Menschen aus der ganzen Welt, die sich für Frieden und Gerechtigkeit einsetzen. Beispielsweise war da die südafrikanische Theologin, die während der Apartheid Gefängnis und Folter durchstehen musste und nun immer noch für soziale Gerechtigkeit in ihrem Land aufsteht. Da war die indische Frau aus der Kaste der Dalits (oder „Unberührbaren“), die mit ansehen musste, wie ihre Freundin geschlagen, vergewaltigt und getötet wurde, weil sie nichts wert war in den Augen der Täter. Da waren die jungen Frauen aus Norwegen, die sich mit Witz und Kreativität gegen die Waffenexporte ihres Landes einsetzen. Und da war die vor Energie sprühende junge Amerikanerin, die ihr Gedicht vortrug, das von der Verzweiflung erzählt, die man verspürt, wenn man erkennt, selbst Teil und Profiteurin eines ausbeuterischen Systems zu sein. Diese Begegnungen waren es, die ich mitnehme aus Jamaika, die mich begleiten werden und die die ökumenische Bewegung für mich so wertvoll, so lebendig, so ermutigend machen. Dieser Haufen von außergewöhnlichen, mutigen und kreativen Menschen reißt mich heraus aus der Lethargie des „Was kann man schon tun“ und des „Es ist doch alles viel zu komplex“. Diese besonderen und kostbaren Momente, wie es sie in Jamaika in Fülle gab, gilt es zu bewahren gegen allen Pessimismus und alle Traurigkeit, denn sie lassen hoffen, lassen atmen, geben Mut! Das ist es, was Jamaika mir geschenkt hat.

Hausabende
im Ökumenischen Wohnheim für Studierende
der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

Sommersemester 2011

19.04.2011	ERÖFFNUNGSKONVENT
26.04.2011	DR. TOBIAS FRESE: Einführung in die christliche Ikonographie
03.05.2011	KÉKÉLY KUNAKÉY: Togo
10.05.2011	DR. JÖRG BREITMAIER: Glaube und Psyche
17.05.2011	Tutorium Liköre brennen
24.05.2011	STUDIERENDE DISKUTIEREN: Schöpfung und Evolution
31.05.2011	DR. CHRISTIANE EICHER: Einführung in die Naturheilverfahren
07.06.2011	JOHANNES ZIMMERMANN: Islamische Podcasts
21.06.2011	ALBERTO VEGA: Spanien
28.06.2011	PROF. DR. MICHAEL HAUSMANN: Astrobiologie
05.07.2011	EXKURSION: DKFZ (ab 17h)
12.07.2011	PROF. DR. MARKUS MÜHLING: Religion und Film
19.07.2011	ABSCHLUSSKONVENT

15.-17. April: Eröffnungswochenende

10.-13. Juni: Studienfahrt nach Prag

Wintersemester 2011 / 12

18.10.2011	ERÖFFNUNGSKONVENT
25.10.2011	HIROKO YAMAYOSHI: Studierende über ihr Land - Japan
08.11.2011	MAGDALENA KIRCHNER: Forum für internationale Sicherheit
15.11.2011	DR. DIRK SCHWIDERSKI: Die aktuelle Revision der Lutherbibel
22.11.2011	MARIAN PALAGA: Studierende über ihr Land – die Slowakei
29.11.2011	PROF. KLAUS WILLIMCZIK: Stark, gesund, mutig und fair – bildet Sport die Persönlichkeit?
06.12.2011	MARINA VON AMELN: Bolivien
13.12.2011	EXKURSION: Diakoniewerkstätten Rhein-Neckar
20.12.2011	PROF. FRIEDERIKE NÜSSEL: Gesprächsabend mit der Ephora
10.01.2012	PROF. MATTHIAS BARTELMANN: Einführung in die Kosmologie
17.01.2012	ARNE BACHMANN: Emerging Churches
27.01.2012	EXKURSION: Besuch einer Bierbrauerei
31.01.2012	ABSCHLUSSKONVENT

Kurzkommentare zu Hausabenden

Togo, 03.05.2011

Mikolaj Achremczyk

Kékéli Kunakey, ein Student aus Togo, hat uns am 3. Mai über seinen Staat erzählt. Togo ist ein Staat in Westafrika, am Golf von Guinea, gelegen und grenzt an Ghana im Westen, Benin im Osten und Burkina Faso im Norden. Hauptstadt und Regierungssitz ist Lome.

Bis zum Ersten Weltkrieg war das Gebiet Togos deutsche Kolonie (Togoland), danach war Togo französisch. Geprägt wurde das Land fast 40 Jahre lang vom autokratisch regierenden Präsidenten Gnassingbé Eyadéma. Nach seinem Tod 2005 wurde sein Sohn Faure Gnassingbé unter Missachtung der Verfassung von der Armee zum neuen Präsidenten ernannt.

Togo hat eine Landesfläche von 56.785 km² und ist einer der kleinsten Staaten in Afrika. Er ist in die fünf Regionen Maritime, Plateaux, Centre, Kara und Savanes aufgeteilt. Der höchste Berg in Togo ist der Mont Agou (986 m). Der längste Fluss ist der Mono, der 400 km lang ist.

Das Klima ist ganzjährig tropisch-feucht, im Norden herrscht fast schon Savannenklima. Im Norden gibt es eine Regenzeit von Mai bis Oktober. Der Januar ist am trockensten. Im Süden kommt es zu zwei Regenzeiten, von April bis Juni und von September bis November. Der trockenste Monat ist der Dezember.

Die größten Städte Togos sind : Lomé 760.000 Einwohner, Sokodé 117.811 Einwohner und Kara mit 104.207 Einwohnern. Es gibt eine ausgeprägte Wanderungsbewegung vom Land in die Städte. Dort besteht allerdings eine immer höher werdende Arbeitslosigkeit gerade unter jungen Menschen. Vor allem junge Männer wandern daher ins Ausland ab, mit dem Ziel, in Europa oder Nordamerika Arbeit zu finden.

In Togo gibt es Religionsfreiheit. Etwa die Hälfte der Bevölkerung bekennt sich zu den traditionellen Naturreligionen. Die Voodoo-Religion hat eine große Bedeutung. Die Anzahl der Christen beträgt 29, die vor allem der römisch-katholischen Kirche angehören. Die am stärksten wachsende Religionsgemeinschaft ist der sunnitische Islam, zu dem sich inzwischen über 20% der Bevölkerung bekennen.

Ringkampf und Fußball sind die populärsten Sportarten in Togo. Benjamin Boukpeti mit einer Bronzemedaille in Beijing 2008 im Kanuslalomfahren hat die erste olympische Medaille für Togo gewinnen können.

Glaube und seelische Erkrankungen, 10.5.2011

Mikolaj Achremczyk

„Wer Religion für Illusion hält, sollte sich nicht mit Geisteskrankheiten befassen“ (Carl Jaspers)

Dr Jörg Breitmaier, der in Ludwigshafen als Psychiater arbeitet, versuchte folgende Fragen zu beantworten: Welche Bedeutung hat die Religion für seelische Krisen / Erkrankungen? Macht Glaube krank / gesund? Wie geht man in der psychiatrischen Arbeit mit dem Thema „Religion“ um?

Er hatte mit einem Zitat von C. G. Jung angefangen: „Ja, jeder krankt in letzter Linie daran, dass er das verloren hat, was lebendige Religionen ihren Gläubigen zu allen Zeiten gegeben haben, und keiner ist wirklich geheilt, der seine religiöse Einstellung nicht wieder erreicht, ...“

Heutzutage gibt es professionelle Studien, die sich mit dieser Thematik beschäftigt haben. Aus die Studien geht hervor, dass 20-jährige US-Amerikaner, die einmal in der Woche eine Kirche, Synagoge, oder Moschee besuchen, eine um 6,6 Jahre höhere Lebenserwartung haben. Es wurde auch festgestellt, dass religiöse Krisen mit erhöhter Sterblichkeit bei körperlichen Erkrankungen und Depressivität korrelieren . Es gibt weniger Depressionen unter Kirchgängern und mehr depressive Symptome unter Männern in protestantischen Ländern.

Psychologen, die sich mit Religiosität beschäftigen, benutzen oft die *Allport Skala*, die intrinsische versus extrinsische Religiosität misst. Es ist jetzt für Psychologen und Psychiater klar, dass es einen Zusammenhang zwischen religiöser Orientierung und Gesundheit gibt. Intrinsische Religiosität korreliert positiv und extrinsische negativ mit Gesundheit.

Es gibt eine berühmte Geschichte von Jeanne d’Arc, die gut darstellt, dass die Grenze zwischen Irresein und Heil schwierig zu ziehen war und ist. Jeanne ist ca. 1412 geboren in einer wohlhabenden Bauernfamilie. Mit 13 Jahren erscheinen ihr erstmals die Heilige Katharina, später die Heilige Margareta. Es wird klar für sie, dass sie Frankreich von den Engländern befreien und den Dauphin auf den Thron führen soll. Ohne Schulbildung verlässt sie mit 16 Jahren das Elternhaus und erreicht es ein Jahr später, vom Dauphin empfangen zu werden. Sie überzeugt den Dauphin, er lässt ihre Jungfräulichkeit überprüfen. Sie befreit Orleans mit ihren Soldaten am 29.4.1429. Am 17.7.1429 wird der Dauphin als Karl VII gekrönt. Die Inquisition führt gegen sie einen Prozess wegen ihres Aberglaubens, ihrer Irrlehren. Sie wird am 30.5.1431 öffentlich verbrannt. Nach ihrer Rehabilitation 1446 wurde sie 1920 heilig gesprochen.

Zusammenfassend scheint es wichtig zu wissen, dass es konkrete positive Eigenschaften gibt, die mit dem Glauben verbunden sind wie: Staunen, Würdigung, Vertrauen, Ehrlichkeit, Moderation. Sie sind besonders wichtig nicht nur für die seelische, sondern auch für die psychische Gesundheit.

Tutorium: Liköre brennen, 17.5.11

Hiroko Yamayoshi

Wer durch die Heidelberger Altstadt bummelt, kann an der „Alten Brennerei“ wohl kaum einfach vorbeilaufen. Schon ein kleiner Blick aufs Schaufenster erfreut das Auge, und wenn man einmal in diesen Laden eintritt, wartet eine große Auswahl an Likören, Bränden, Weinen, Essig, Öl, Feinkost- und Dekoartikeln auf einen. Am 17. Mai 2011 hatten wir die Gelegenheit, an diesem wunderschönen Ort Likör- und Schnapsproben durchzuführen.

Liköre in der „Alten Brennerei“ werden aus Neutralalkohol (Alkoholgehalt $\geq 98\%$ vol.), Fruchtsaft, Kristallzucker und ggf. Farbstoff (z. B. für Kürbislikör oder für Melonenlikör) hergestellt. Kräuterlikör (30% vol.), Cognac, Walnußlikör (28% vol.) sowie der Likör aus Heidelbeeren mit Grappa (25% vol.) haben einen besonders hohen Alkoholgehalt, sie sollten also langsam genossen werden.

Bei jedem Besuch dieses Ladens entdeckt man etwas Neues. Es gibt immer neue saisonale Besonderheiten. Im Sommer erfrischt uns der Kokos-Ananaslikör und im Winter erwärmen uns der Winterpflaumenlikör sowie der Weihnachtslikör. Zur Erinnerung an einen Besuch der Stadt Heidelberg werden die „Heidelberger Blaue Perle“ (Heidelbeerlikör) und der „Schloßtrunk“ (Wildbeerenlikör) sehr empfohlen. „Absinth“ ist zwar kein Likör, aber dennoch weckte er unsere Neugier. Mit Zucker und eiskaltem Wasser trübt es sich weiß.

Gut zwei Stunden haben wir dort verbracht. Es war eine gute Gelegenheit, viele verschiedene Sorten Schnaps sowie Liköre kennenzulernen. Was aber am schönsten war, das waren die gemütlichen Unterhaltungen mit den Angestellten der „Alten Brennerei“, die nach Ende der offiziellen Ladenschlusszeit speziell für uns im Geschäft geblieben waren. Das hat uns gelehrt, dass wir nicht (nur ☺) trinken, um uns zu betrinken, sondern dass auch dieser Exkursion ein Gemeinschaftserlebnis innewohnt.

Studierende diskutieren – Schöpfung und Evolution, 23.05.2011

Benedikt Englert

In den Genuss eines Hausabends der etwas anderen Art kamen die Bewohner des ökumenischen Wohnheims am 23. Mai. Anstelle eines Vortrags von einem Universitätsdozenten waren die „Ökis“ dazu aufgerufen, in einer Diskussionsrunde über Schöpfung und Evolution selbst das Wort zu ergreifen und Beiträge zu liefern. Zuvor vermittelten die Mitbewohner Carolin Schmelas und Daniel Baumann einige Grundlagen zur Thematik. Den Anfang machte Carolin, indem sie in einer kurzen Präsentation wesentliche Elemente des biologischen Artenbegriffs darstellte und insbesondere auf die Evolutionstheorie Charles Darwins einging. Dabei unterzog sie die Begriffe Selektion und Variation, die in Darwins Theorie eine zentrale Rolle als „treibende Kräfte“ spielen, einer genaueren Betrachtung.

Im Anschluss an die folgenden Fragen übernahm Daniel das Wort und begann mit einem Ratespiel, bei dem er einen Text vorlas, der von dem Verhältnis der Natur zur Schrift beziehungsweise zur Bibel handelte. Die „Ökis“ mussten erraten, ob der Text von einem Theologen oder von einem Naturwissenschaftler stammte. Tatsächlich war der Urheber dieses Textes, der aus einem theologischen Lehrbuch entnommen war, ein Naturwissenschaftler, nämlich *Gallileo Gallilei*. Daraufhin reichte Daniel ein Thesenpapier durch die Runde, das als Hilfe zur Eröffnung der Diskussionsrunde diente. Es enthielt sieben einleitende Fragen sowie weitere sechs Impulsthese in Anlehnung an *Karl Barths* Schöpfungslehre. Den Auftakt zur Diskussion gab Daniel selbst mit der Behauptung, die Frage der Entstehung der Welt sei gleichzustellen mit der Frage nach der Entstehung der Wirklichkeit. Hiermit richtete er gleich zu Beginn den Fokus auf den zentralen Gegenstand der kommenden Diskussion, den Begriff der Wirklichkeit. Anschließend stellten die Bewohner ihr unterschiedliches Verständnis von Wirklichkeit dar, wobei unter anderem auch Kritik an Naturwissenschaftlern geübt wurde, die die Evolutionstheorie Darwins als absolute Wahrheit betrachten und für keine anderen Ansichten offen sind.

Danach spitzte Daniel die Diskussion, die im Folgenden seiner Moderation unterstand, zu, indem er auf eine kurze, aber sehr kontrovers diskutierte Frage seines Handouts verwies, ob Gedanken „wirklich“ seien. Hierbei gab es anfangs sehr viele unterschiedliche Ansichten, die sich erst im weiteren Diskussionsverlauf in zwei Hauptargumentationsrichtungen herauskristallisierten. Während einige „Ökis“ die Meinung vertraten, dass Gedanken deswegen wirklich seien, weil sie stets an reale Gegebenheiten anknüpfen, kamen andere zu dem Ergebnis, dass Gedanken nicht Teil der Wirklichkeit sind aufgrund der Tatsache, dass sie nicht fassbar in Raum und Zeit sind. Mit diesen unterschiedlichen Meinungen zum Verständnis von Wirklichkeit leitete Daniel zu einer weiteren einleitenden Frage über, der Frage, ob es eine „objektive Wirklichkeit“ gibt. Hierzu gab es zahlreiche Beiträge, die theologische Aspekte anführten, insbesondere wurde die These in den Raum geworfen, dass die Frage nach einer übergeordneten Wirklichkeit gleichbedeutend mit der Frage nach der Wirklichkeit Gottes sei. Nach einer kurzen Zusammenfassung der verschiedenen Argumente und Ansichten, wurde der Schwerpunkt gegen Ende auf die Rolle der Theologie gelegt. Dazu stellte Daniel zunächst die auf dem Handout abgedruckten sechs Impulsthese *Karl Barths* zur Schöpfungslehre dar. Nach einer kurzen Aussprache der Bewohner bündelte Daniel die genannten Beiträge und kam schlussendlich zu dem Ergebnis, dass es „multiple Dimensionen von Wirklichkeit“ gebe.

Die Tutorin Selma Dorn überreichte im Anschluss an die Diskussion den Referenten Carolin Schmelas und Daniel Baumann ein kleines Präsent im Namen aller Mitbewohner als Dankeschön für ihr Engagement und ihre Bereitschaft diesen Hausabend vorzubereiten und aktiv zu gestalten.

Einführung in die Naturheilverfahren, 31.5.11

Hiroko Yamayoshi

Was versteht man unter Naturheilverfahren? Wie kann man trotz Krankheiten seine Lebensqualität bessern? Frau Dr. Eicher hielt am 31. Mai 2011 einen Einführungsvortrag über die Komplementärmedizin und die Klassischen Naturheilverfahren im ökumenischen Studentenwohnheim.

Naturheilverfahren heiße im klassischen Sinn Aktivierung der Selbstheilungskräfte. Eine aktive Teilnahme an Krankheitsbewältigung ist auch sehr wichtig. Durch sachgerechte Anwendung von Heilpflanzen (z.B. Salbei, Kamille), Nahrung, Heilquellen, klimatisch-geographischen Bedingungen (z.B. Küsten- und Seeklima, Mittelgebirgsklima, Hochgebirgsklima), physikalischen Faktoren und Hausmitteln wird versucht, dieses Ziel zu erreichen. Es gebe fünf Säulen in den klassischen Naturheilverfahren: 1. Balneo/Hydrotherapie, 2. Diätetik, 3. Phytotherapie, 4. Bewegungstherapie, 5. Ordnungstherapie. Mit der Diätetik kann man schon ab heute anfangen. Wichtig ist die ausgewogene Ernährung. Man soll nicht zu viel essen, sondern kleine Mahlzeiten halten, wobei noch zu bemerken ist, gut zu kauen, nicht zu schlucken. Auf Zucker, Fett, Fleisch und Alkohol muss man nicht verzichten, aber in Maßen genießen. Einnahme von Obst und Gemüse fünf Mal pro Tag ist ideal.

Außer der Theorie der Naturheilverfahren demonstrierte Frau Dr. Eicher ein paar konkrete Heilungsmethoden: Kamillen-Dampf-Inhalationen, Schröpfen, Pflanzöl usw. Am beeindruckendsten für mich war ein Quarkwickel. Auf die entzündete Stelle legt man im Kühlschrank gekühlten Quark auf und macht einen Verband. Es sei z. B. für Gelenkschmerzen, Halsschmerzen, Mastitis, Verstauchungen und Prellungen indiziert.

Wie die anderen medizinischen Behandlungen können auch die Naturheilverfahren keine Heilung versprechen. Sie haben gutes Potenzial, aber für viele vielversprechenden Ansätze in den Naturheilverfahren sind Überprüfung nötig. Die Naturheilverfahren sind eine der Auswahlmöglichkeiten. Wenn wir aber mit ihnen gut umgehen können, können sie uns gute Begleiter sein, um unsere Lebensqualität zu bessern.

Islamische Podcasts, 07.06.2011

Benedikt Englert

Thema des Hausabends am 07. Juni 2011 im ökumenischen Wohnheim waren islamische Podcasts sowie islamwissenschaftliche Internetforschung als solche, worüber Johannes Zimmermann, Assistent am Heidelberger Lehrstuhl für Islamwissenschaft, referierte. Zunächst berichtete Herr Zimmermann, wie er als Osmanist und Historiker überhaupt zu diesem speziellen islamwissenschaftlichen Themenbereich, der in Deutschland bislang kaum erforscht wurde, gefunden hat. Hierzu sei er „wie die Jungfrau zum Kind“ gelangt, denn alles begann mit einer studentischen Übung, die sich mehr und mehr zu einem auf Dauer angelegten, spontanen Projekt entwickelt hatte.

Nach dieser persönlichen Vorstellung folgte eine thematische Einführung, in der zunächst der Begriff der Podcast als solche definiert und gegenüber der herkömmlichen MP3-Datei abgegrenzt wurde. Daraufhin erörterte Herr Zimmermann eingehend die „islamische Nutzung“ des Internets, wobei er diese Formulierung, wie sie teilweise in von ihm mitgebrachter Fachliteratur verwendet wird, aufgrund ihrer Unschärfe kritisierte. Wenn arabische Jugendliche das Internet zu Zwecken der Partnersuche gebrauchen, sei nicht ersichtlich, warum dies als „islamische Nutzung“ zu klassifizieren sei und worin hier der Unterschied zur gewöhnlichen Internetnutzung liege, so Zimmermann.

Geschichtlich betrachtet liegen die Anfänge der „islamische Internetnutzung“ im engeren Sinne in den frühen 90-er Jahren, als auch das Internet sich allmählich verbreitete. Diese ersten Versuch, die zwar rein „deskriptiver Natur“ waren, befassten sich unter anderem mit der Online-Verfügbarkeit des Korans sowie damit, Online-Kataloge zu erstellen. Unter dem Strich sei es darum gegangen, die „multiplen Methoden“ des Internets zu nutzen. In diesem Zusammenhang ging Herr Zimmermann auf eine weiteren Begriff ein, den der „Cyber-Islamic environments“, der um die Jahrtausendwende aufkam und aus Wales stammt. Er unterlag gerade deshalb der Kritik Zimmermanns, da er mit der Bezeichnung „Islamic“ alle verschiedenen islamischen Strömungen pauschalisierte. Ebenfalls verurteilte Zimmermann die Formulierung des „Online-Dschihad“, der gar keiner Rechtfertigung bedürfe.

Anschließend kam Zimmermann auf die islamischen Podcasts als solche zu sprechen. Ein wesentlicher Punkt hierbei sei, dass die Zugangsschwelle zum Internet immer geringer werde und somit auch immer mehr Menschen Podcasts im Internet zur Verfügung stellen und auf der anderen Seite konsumieren können. Die Verbreitung und Zugänglichkeit des Internets sei auch politisch von enormer Bedeutung, da sich beispielsweise die Plattform „Youtube“ während der Aufstände in den arabischen Staaten zur seriösen und fast schon einzigen Informationsquelle entwickelt hatte. Die Podcasts seien ein „sehr heterogenes Material“, wie dies unter anderem im „Itunes-Music-Store“ deutlich werde, welcher über an großes Angebot an islamischen Podcasts verfügt. Erstaunlicherweise stammen die meisten dieser Podcasts nicht aus islamischen Ländern, sondern überwiegend aus Nord-Amerika oder Europa. Dementsprechend seien auch die wenigsten dieser Dateien in arabischer Sprache verfügbar. Grund hierfür sei die Tatsache, dass die Produzenten zu einem Großteil Konvertiten sind. Daraufhin folgte das erste Hörbeispiel, das den Namen „Are you ready for the month of Ramadan“ trug, bei dem es sich um ein Radiointerview mit einem englischen Konvertiten handelte. Nach einer Analyse der Besonderheiten dieses Interviews durch die Bewohner folgte ein weiteres Hörbeispiel, ebenfalls ein Interview, nun aus einem türkischen Radiosender. Nachdem gemeinsam über die Eindrücke dieser Podcasts gesprochen worden war, folgte das letzte Hörbeispiel, mit dem Zimmermann die zuvor genannte Heterogenität dieses Mediums besonders deutlich herausstellte. Es handelte sich dabei um einen deutschsprachigen Rap der „Style-Islam-Produktion“.

Astrobiologie und Astrobiophysik, 28.06.2011

Minhua Jing

Das Thema „Astrobiologie und Astrobiophysik“ klingt für mich als Theologin schwer und fremd, obwohl ich wegen der altgriechischen Ausbildung die entymologischen Bedeutungen der beiden Fachbegriffe gut kenne.

Laut Prof. Michael Hausmann, heutiger Gastreferent vom Kirchhoff Institut für Physik an der Universität Heidelberg, ist unter „Astrobiologie“ das multidisziplinäre Studium des Anfangs, der Verteilung sowie der Entwicklung von Leben im realen Universum zu verstehen. Im Unterschied dazu befasst sich die multidisziplinäre Forschung der „Astrobiophysik“ mit den theoretischen und realen Konzepten und Mustern von Leben sowie seinen möglichen Umwelten.

Nach der Definition der beiden Fächer widmet sich Herr Hausmann der Darstellung ihrer historischen Entwicklung und der detailvollen und bildhaften Einführung. Aus der Sicht von Herrn Hausmann lässt sich die Entstehung der Astrobiologie auf Alexander Ivanovich Oparin (1894-1980) zurückführen. In seinem Buch *Der Ursprung des Lebens* (1924) hat Oparin die Idee vertreten, dass die Entwicklung des Lebens auf schrittweisem, spontanem Anstieg der molekularen Komplexität beruht. Auffälligerweise interessieren sich die Astrobiologie und die Astrobiophysik auch dafür, ob es Außerirdische gibt und wie man mit Außerirdischen kommunizieren kann.

Am Ende seines Vortrags sprach Herr Hausmann über die Anwendung der Astrobiologie, und zwar am Beispiel des möglichen Gewinns, den die Astrobiologie für die Krebsforschung bringen kann.

Exkursion zum deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ), 5.7.2011

Minhua Jing

Mit über 436.000 Neuerkrankungen und 210.000 Todesfällen pro Jahr ist Krebs eine der am meisten gefürchteten Krankheiten und die zweihäufigste Todesursache in Deutschland. Krebs ist ein furchtbares Wort nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt. Was verursacht die verschiedenen Krebsarten? Was können wir gegen Krebs tun? Mit diesen Fragen besuchten wir heute das deutsche Krebsforschungszentrum in Heidelberg.

Der Vortrag wurde von einer Mitarbeiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des DKFZ gehalten. Er bestand aus drei Hauptteilen: einer kurze Vorstellung der Geschichte des DKFZ, der Behandlung von Krebs und was man gegen Krebs tut.

In 1964 wurde das DKFZ auf Initiative des Heidelberger Chirurgen Prof. Karl Heinrich Bauer gegründet. Gemäß der Zahlen und Fakten von 2008 arbeiteten hier 2165 Mitarbeiter, davon 971 Wissenschaftler, darunter 372 Doktoranden und 122 Auszubildende. Von den Finanzen her wird das DKFZ zu 90 Prozent vom Bundesministerium für Bildung

und Forschung und zu 10 Prozent vom Land Baden-Württemberg finanziert. Sieben Forschungsschwerpunkte befinden sich im DKFZ: Zell- und Tumorbio­logie, Funktionelle und Strukturelle Genomforschung, Krebsrisikofaktoren und Prävention, Tumorimmunologie, Bildgebung und Radioonkologie, Infektionen und Krebs, Transnationale Krebsforschung. 2008 war ein wichtiges Jahr für das DKFZ, als Harald zur Hausen, der lang­jährige Vorstandsvorsitzende des DKFZ, den Nobelpreis für Medizin erhielt.

Bezüglich der Behandlung sprach die Mitarbeiterin viel über die Strahlentherapie und ihre Schwierigkeiten. Das Ziel der Strahlentherapie ist, dem Krebs eine tödliche Strahlendosis zu verabreichen ohne das umgebende Gewebe zu schädigen. Bei unkompliziert liegenden Tumoren gelingt Strahlentherapie gut. Aber eine besondere Herausforderung ist die bewegungsgesteuerte Therapie von Krebsherden in der Lunge, die durch die Atmung schnell und stark verschoben werden.

Was sollen wir tun, um Krebs vorzubeugen? Ein wichtiger Punkt ist die Früherkennung. Aber einen noch wichtigeren Punkt wiederholte die Mitarbeiterin drei Mal: Bitte nicht rauchen! Bitte nicht rauchen! Bitte nicht rauchen. Weil der Rauch jeder einzelnen Zigarette mehr als 4800 Chemikalien enthält, darunter zahlreiche krebserregende Stoffe.

Religion und Film, 12.7.2011

Benedikt Englert

Der letzte Hausabend-Vortrag des Sommersemesters 2011 stand unter dem auf den ersten Blick Fragen aufwerfenden Thema „Religion und Film“. Hierzu referierte Prof. Dr. Markus Mühling, den eine lange Vergangenheit mit unserem Haus verbindet: Zunächst war er selbst einmal Mitbewohner im ökumenischen Wohnheim gewesen und kam darüber hinaus nach seiner Promotion in Kiel über das Thema „Gott und Liebe“ wieder zurück nach Heidelberg, wo er am ökumenischen Institut habilitiert wurde. Derzeit ist Prof. Mühling beruflich in Lüneburg tätig.

Zu Beginn des Vortrag brachte uns Prof. Mühling die Grundlagen der theologischen Handlungslehre näher. Hierbei war es wichtig, den Handlungsbegriff von dem des bloßen Verhaltens, das nur unabsichtlich geschieht, abzugrenzen. Veranschaulicht wurde dies durch einen kurzen Lehrfilm, der auf sehr einprägsame Art und Weise die verschiedenen Voraussetzungen für eine menschliche Handlung darstellte. Ausgehend von diesen Grundlagen erläuterte uns Prof. Mühling daraufhin seinen Begriff von Religion, den er in einem sehr engem Zusammenhang mit empirisch nicht-überprüfbaren Gewissheiten sieht. Demnach gebe es keine „verfasste Religion“, so Mühling, ebenso wenig gebe es keine areligiösen Wesen. Auf einer weiteren Folie seiner Präsentation skizzierte er zwei Ansichten, die den Begriff des Zeichens auf verschiedene Weise definierten. Prof. Mühling stimmte dabei jedoch keiner der beiden Meinungen zu, sondern vertrat eine mehr oder weniger vermittelnde Ansicht, indem er dem in der einen Definition genannten „Interpreten-Begriff“ eine „semantische Funktion“, wie sie in der anderen Definition eine Rolle spielt, beimisst. Die Summe vieler Zeichen, den sogenann-

ten Zeichenprozess, setzte Prof. Mühling im Folgenden mit dem Begriff der Wirklichkeit gleich. An dieser Stelle begann er den Rahmen seiner Einführungen zu schließen und somit die anfangs aufgeworfene Frage, was Religion und Film miteinander zu tun haben, zu beantworten: In einem weiteren Wirkungsgeflecht stellte Prof. Mühling dar, wie sowohl die Religion als auch Filme beide ein Ausschnitt der Gesamtheit des Zeichenprozesses und somit auch der Wirklichkeit sind. Auf einer weiteren Ebene stehen sich dann die Theologie als Teilbereich der Religion und die Filmwissenschaft auf der anderen Seite gegenüber. Folglich besteht indirekt zwischen der Religion und den Filmen über die Zeichenwirklichkeit eine Relation, so Mühling. Seine theologischen Filmanalysen widmen sich dabei unter anderem der Frage, inwieweit Religion und Theologie direkt in Relation zu Filmen stehen und in diese hineinwirken.

Nachdem er die Grundlagen seiner Arbeit erläutert hatte, erklärte uns Prof. Mühling zunächst zwei soziologische Theorien von *Mead* und *Goffman*, ehe er danach einen weiteren Schwerpunkt seines Vortrags auf „Identitätsgestaltung“ setzte. Dabei stellte er die „Narration des Evangeliums“ auf eine Ebene mit den „Narrationen unterschiedlicher Filme“, woraus er die These folgerte, dass man einen Film nicht religions- und wirklichkeitsneutral anschauen kann. Im nächsten Schritt stellte er verschiedene Gegenstände, die für die Wirkung von Filmen auf den Betrachter konstituierend sind, einigen Grundfragen der Theologie gegenüber. Diese Fragen, wie zum Beispiel die nach der Stellung des Menschen in der Welt, wendet Prof. Mühling bei seinen Filmanalysen auf die zuvor von ihm nähergebrachten Gegenstände an. Um den „Ökis“ einen Eindruck zu vermitteln, wie die Ergebnisse dieser Anwendung ausfallen können, zeigte er zum Abschluss seines Vortrages einen Ausschnitt aus dem Film „Contact“ von Regisseur *Robert Zemeckis* aus dem Jahr 1997, in dem die Hauptdarstellerin Jodie Foster in eine außerirdische Welt reist, jedoch ohne empirisch-überprüfbare Beweise wieder zurückkehrt. Nach ihrer Rückkehr findet ein öffentliches Tribunal statt, welches in diesem Ausschnitt gezeigt wurde, bei dem sie verhört wird, warum sie keine Beweise für ihre Berichte liefern könne. Daraufhin waren die „Ökis“ dazu aufgefordert, biblische und religiöse Parallelen zu dem Verhör zu finden, die anschließend von Prof. Mühling in einem Schlusswort zusammengefasst wurden.

Japan, 25.10.2011

Benedikt Englert

Einen sehr eindrucksvollen und zugleich humorvoll präsentierten Vortrag erlebten die „Ökis“ am 25.10.2011 beim ersten Themen-Hausabend des neuen Semesters. Referentin war an diesem Abend Hiroko Yamayoshi, eine Mitbewohnerin, die aus Japan stammt. Hiroko wuchs in der 3,6 Mio.-Einwohner-Metropole Yokohama auf, studierte in Tokyo u.a. evangelische Theologie und arbeitet derzeit an ihrer Promotion, die sie in Heidelberg an der Ruperto Carola ablegen wird.

Die Präsentation war in drei große Einheiten gegliedert. Zu Beginn gab es geographi-

sche und geschichtliche Grundinformationen zu Hirokos Heimatland, woraufhin sie sich dem Thema „Japan und Erdbeben“ widmete, ehe sie dann gegen Ende der Präsentation auf die Religionen in Japan zu sprechen kam. Sodann machte Hiroko auf die geographische Lage Japans und die damit verbundene große Nord-Süd-Erstreckung aufmerksam. So sei es in den Wintermonaten nicht verwunderlich, dass auf der sehr südlich gelegenen Insel Okinawa die Menschen bei 20°C und mehr die Sonne genießen können, während andere im Norden des Landes auf Hokkaido sich teilweise durch meterhohe Schneemassen kämpfen müssen. In einer statistischen Tabelle veranschaulichte sie die im Vergleich zu Deutschland um über 100 Einwohner pro km² höhere Bevölkerungsdichte. In der Hauptstadt des Landes, Tokyo, gibt es durchaus Bezirke, in denen sich 20.000 und mehr Menschen auf einen Quadratkilometer drängen. Diese Werte steigen tagsüber stellenweise um satte 2,5 Mio. Menschen, die während der Pendlerzeiten die entsprechenden Stadtviertel aufsuchen. Damit unterstrich Hiroko zwei „typische Phänomene Japans“, nämlich die enorme Bevölkerungsdichte in den Großstädten und die mit 8 Mio. Menschen hohe Anzahl an Berufspendlern. Nach diesen Ausführungen kam die Referentin kurz auf die Geschichte des Landes zu sprechen, das seit über 120.000 Jahren von Menschen bewohnt ist. Dabei erklärte sie den Ursprung des Namens „Nippon“, der zur Überraschung der Zuhörer einen europäischen Urheber hat, namentlich Marco Polo und mit der Wendung „wo die Sonne aufgeht“ übersetzt werden kann.

Im folgenden Teil des Vortrags wandte sie sich dem durchaus aktuellen Problem der Erdbeben in Japan zu. Ihre Heimat sei „ein Land der Erdbeben“, so Hiroko. Dies sei darauf zurückzuführen, dass unter japanischem Gebiet mit der eurasischen, der philippinischen, der nordamerikanischen und der pazifischen insgesamt vier Erdplatten aufeinander stoßen, wie es den „Ökis“ in einer tektonischen Übersichtskarte veranschaulicht wurde. Dabei war die Erdbeben-Katastrophe vom 11. März dieses Jahres mit einem Höchstwert von 9,0 auf der Richterskala die schlimmste in der Geschichte des Landes. Die Energie dieses Seebebens war über 1.400 mal stärker als die der Hanshin-Awaji-Erdbeben, die die Stadt Kobe im Jahr 1995 schwer zerstört hatten. Hiroko, die während des Bebens in



Yokohama, ca. 230 km südlich von Fukushima, war, erzählte in diesem Zusammenhang von ihren eigenen Erfahrungen. Sie erlebte das Beben auf der Straße, wo sich die Menschen in Panik aufhielten. Trotz der großen Entfernung zum Epizentrum sei aufrechtes Stehen kaum mehr möglich gewesen, in den Häusern sei das Geschirr aus den Regalen gefallen. Daraufhin trat auf der gesamten Insel Honshu Strommangel auf – was u.a. mit dem Ausfall der Reaktoren in Fukushima zu tun hatte – so dass man in den verschiedenen Regionen der Insel nur noch zu bestimmten Tageszeiten über Strom verfügte.

Gegen Ende des Vortrags informierte Hiroko die „Ökis“ über das religiöse Leben in Japan. Die Hauptreligionen sind der Shintoismus und der Buddhismus, wobei über die Hälfte der Japaner beiden Religionen angehört. So sei es beispielsweise Gang und Gäbe an Silvester eine shintoistische Glaubensfeier zu besuchen und tags darauf an Neujahr in einen buddhistischen Tempel zu gehen. Einen besonderen Höhepunkt im japanischen Jahreskreis stellt für die männliche Bevölkerung der 14. Februar, der auch als Valentinstag bekannt ist, dar. An diesem Tag werden (richtigerweise) die Männer von ihren Frauen mit Schokolade beschenkt.

Die Revision der Lutherbibel, 15.11.2011

Benedikt Englert

Zu dem aktuellen Thema der Revision der Lutherbibel referierte Dr. Dirk Schwiderski, der als Hebräisch-Dozent an der theologischen Fakultät tätig ist.

Zu Beginn seiner Präsentation erläuterte Dr. Schwiderski die wesentlichen Hauptetappen auf dem Weg zur Lutherbibel. Hierzu ging er zunächst auf die in hebräisch und aramäisch verfassten Urtexte des Alten Testaments sowie auf die spätere griechische Übersetzung der Septuaginta ein. In diesem Zusammenhang wurde auch die aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. stammende lateinische Vulgata erwähnt, welche von Hieronymus übersetzt worden war. Einen Meilenstein stellte im weiteren Verlauf die Erfindung des Buchdrucks durch Guttenberg im 15. Jahrhundert dar, welche die Bibel für das Bürgertum von nun an erschwinglich machte. Daraufhin schilderte Dr. Schwiderski die wesentlichen Leistungen der Übersetzungsarbeit Luthers, welche bis 1545 andauerte, ehe er den „Ökis“ auf einer weiteren Folie die Entwicklung von der ersten Lutherbibel bis zu ihrer heutigen Auflage veranschaulichte. Dabei nahm er v.a. die dritte Revision, die 1984 abgeschlossen wurde, in den Fokus und brachte anekdotenhaft den Zuhörern den Begriff des „Eimer-Testaments“ näher.

Nach diesen Ausführungen zum historischen Hintergrund der Lutherbibel folgte eine Darstellung der Ziele der aktuellen Revision, welche im Januar 2010 begonnen hat und bis zum Jahr 2017 anlässlich des 500-jährigen Jubiläums der Reformation fertiggestellt sein soll. Bei dieser handele es sich, aufgrund der Erfahrungen mit dem „Eimer-Testament“, offiziell nur um eine „Durchsicht“ und nicht um eine Revision. Deshalb beschränke sich die Hauptarbeit auf die Beseitigung „echter Fehler“, wobei problematisch sei, was unter einem „echten Fehler“ zu verstehen ist. Aus diesem Grund stellte

uns Dr. Schwiderski auf einer weiteren Folie die Organisations- und Entscheidungsstrukturen dar, wie sie der aktuellen „Revision“ zugrunde liegen.

Danach ging der Referent dazu über, uns einige Beispiele aus der aktuellen Arbeit an der Lutherbibel zu zeigen. Dazu stellte er in vier Spalten zu einigen Bibelstellen die hebräischen oder griechischen Urtexte, die entsprechenden Übersetzungen Luthers in den Versionen von 1545 sowie von 1984 und die neuen Änderungsvorschläge gegenüber. Die ersten beiden Änderungsvorschläge betrafen Stellen aus dem Buch Genesis: Dabei wurde vorgeschlagen die „großen Walfische“, die Gott im Wasser schuf, zu ersetzen durch „Seeschlagen“, was näher an den hebräischen Wortlaut herankommt. Zugleich wurde dieser Vorschlag als „einschneidend“ vom Publikum zurückgewiesen, dem auch Dr. Schwiderski zustimmte. „Kinder könnten im Jugendgottesdienst keine Walfische mehr malen“, nannte er als eine der möglichen Konsequenzen derart gravierender Veränderungen. Auch der zweite Vorschlag, die von Gott geschaffenen „gefiederten Vögel“ durch „geflügelte Tiere“ zu ersetzen bezeichnete Dr. Schwiderski als eine unnötige Änderung. Das Argument des entsprechenden Bearbeiters, der neue vorgeschlagene Wortlaut würde auch Fledermäuse mit erfassen, überzeugte weder den Referenten noch dessen Zuhörerschaft. Danach nannte er ein Beispiel aus dem Buch Levitikus, dessen Bearbeitung er selbst durchführt, was den „Ökis“ einen lebensnahen Einblick in die aktuelle Revision gab. Dr. Schwiderski spricht sich dabei dafür aus, das Wort „Tiegel“ durch „Backpfanne“ zu ersetzen. Als Begründung führte er an, dass „Tiegel“ in Thüringen und Sachsen ein Synonym für Backpfanne ist, in den übrigen deutschsprachigen Gebieten jedoch ein feuerfestes Rundgefäß darunter subsumiert wird, sofern dieses Wort überhaupt noch geläufig ist. Zum Ende seines Vortrags erläuterte Dr. Schwiderski einen Vorschlag aus dem Buch Matthäus im Neuen Testament. Der Bearbeiter schlug vor, im Text des Vater Unser anstelle von „Schuld“ und „Schuldigern“ die Worte „Schulden“ und „Schuldner“ zu schreiben. Dieser Vorschlag, der auch im Publikum zugleich Entsetzen auslöste, wurde bereits abgelehnt, weshalb sich der entsprechende Bearbeiter, ein Berliner Dozent, derzeit in der „Schmollecke“ befindet, so Schwiderski. In seinem Schlusswort betonte er, dass es sich bei der Revision um ein Gemeinschaftsprojekt handle, und diejenigen, die die Mehrheitsentscheidungen nicht akzeptieren wollen, doch eigene Kommentierungen verfassen sollten.

Im Anschluss überreichte die Tutorin Sarah Riedel dem Referenten ein kleines Präsent und dankte ihm im Namen aller „Ökis“ für einen interessanten und humorvoll gestalteten Vortrag.

Studienfahrt 2011 – Prag

Carolin Schmelas

Da sich die Bewohner des Ökumenischen Wohnheims zur Studienfahrt Prag als Ziel gesetzt hatten, fuhren wir am 10. Juli früh morgens mit dem Bus Richtung tschechischer Grenze. Benommen vom Schlaf lief die Busfahrt sehr ruhig an, wurde jedoch mit näherkommendem Ziel lauter und aufgeregter - nur Darya Vdovina schaffte es, die vollen 9 Stunden durchzuschlafen. Die Pausen, die der Busfahrer gesetzlich jede 2 Stunden einlegen musste, wurden, um die Verzögerung der Ankunft wissend, mit großen Stöhnen hingenommen.

Angekommen teilten sich die Ökis auf: die einen wollten einen Eindruck von Prag durch eine erste kleine Besichtigung gewinnen, andere versuchten, Euros in Kronen zu wechseln oder mit einem Bier die tschechische Jugend kennenzulernen. Zufrieden mit dem ersten Eindruck Prags fanden wir uns am Abend zum Essen ein. Da wir für den ersten Abend kein Restaurant fanden, welches eine Gruppe von 29 Personen aufnehmen konnte, teilten wir uns in große Gruppen auf. Dadurch bestand ein Teil des Abendprogramms für die Feierlustigen darin, sich erst einmal in Prag wiederzufinden - so wurde auch nachts ein toller Eindruck Prags geschaffen.



Stadtführerin, Johannes Lösch, Christoph Bahret, Nikolett Földi, Christoph Hammann, Benedikt Engler, Carolin Schmelas (vorne), Sarah Riedel, Franziska Schmelas, Simon Kirchner, Mikołaj Achremczyk

Morgens fanden wir uns alle zum gemeinsamen Frühstück zusammen, welches im Hostel serviert wurde. Am Samstag folgte dann eine Stadtführung mit einer netten jungen Frau, die als Erkennungszeichen, um im Gewirr der Touristen nicht verloren zu gehen, eine pinke Blume über den Kopf hielt. Die Führung gefiel allen, und man bekam eine erste Einsicht in die reiche Geschichte Prags.

Zuletzt trafen wir mit der Stadtführerin am Wenzelsplatz ein, wo gerade eine riesige Bühne aufgebaut wurde und Technobeats aus voller Lautstärke den Platz erfüllten. Tausende von Frauen liefen in pinken Shirts rum - um auf Brustkrebs hinzuweisen. Die Logik, einen Protest gegen Brustkrebs zu führen, war uns zwar nicht recht klar, aber die Menschenmassen beeindruckten.



Altstädter Ring und Teynkirche

Am Mittag trafen wir uns am Brunnen vor der Burg und staunten über die Kathedrale in ihrem gotischen Stil, welche 1344 von Karl IV. in Auftrag gegeben wurde.

Am Abend wurden wir von unserer Busfahrerin Regina zu einem typisch tschechischen Essen im Rahmen eines Böhmisches Abends entführt – für manche war dies das Highlight des Abends, für andere der schlimmste Graus. Jedoch bleibt dieser Abend mit den Oktoberfestliedern, fröhlich schunkelnden Rentnern und einem furiosen tschechischen Tanzpaar, welches die Menge unterhielt und dann ebenfalls uns zum klassischen Tanz aufforderte, noch lange in Erinnerung. Angeheitert und bester Laune zogen wir weiter, um uns eine Location in der Stadt mit jüngerem Publikum zu suchen. Am Sonntagmor-

gen besuchten wir einen deutschen Gottesdienst in einer kleinen katholischen Kirche, die jedoch in Prunk und Gold selbst den großen Kirchen in nichts nachsteht. Zufällig erlebten wir dort eine Taufe und wurden im Nachhinein noch von der Gemeinde zu Kaffee und Keksen eingeladen. Zum Essen trafen wir uns im Konviktpub nahe der Moldau und durften wiederum echte tschechische Küche kosten. Nach einem Mittag, an dem man entweder den Petrin Park, das Clementinum, das Strahovsky Kloster oder das Jewish Quarter besuchen konnte, folgte am Abend ein weiteres Highlight: wir besuchten die Oper Aida im Nationaltheater. Gut gekleidet und schön frisiert betraten wir kurz vor 19 Uhr die prachtvolle und riesige Räumlichkeit, in der allein schon der Kronleuchter so groß wie ein ganzes Haus erschien. Aida von Giuseppe Verdi gefiel fast allen – für einige war es die erste Oper.



1. Reihe von links nach rechts: Darya Vdovina, Clémentine Senicourt, Carolin und Franziska Schmelas, Sarah Riedel, Adam
2. Reihe: Yuqing Chen, Min Hua Jing, Anna Habermann, Alberto Vega, Benedikt Englert
3. Reihe: Christoph Bahret, Tina Tarnowski, Kim Güler, Selma Dorn
4. Reihe: Markus, Simon Kirchner, Orestis Bagkazounis, Johannes Lösch, Christoph Hammann, Andreas Neudecker.

Mit dem Montag kam dann schon der Tag unserer Abreise, wobei wir auf der Hälfte

Studienfahrt 2011 - Prag

der Strecke eine Pause zum Essen und Besichtigen in Marienbad, dem bekannten Kurort Tschechiens (in dem aber Deutsch gesprochen wird) machten.

Prag mit seinen schönen Gebäuden, wo alles einem riesigen Kunstwerk gleicht, und die gemeinsamen Erfahrungen miteinander, werden wohl lange Zeit in der Erinnerung und den tollen Bildern der Ökis bestehen bleiben – vielen Dank.



Marian Palaga

Begona Fernández-Cid

Eröffnungswochenende zum Sommersemester 2011





Simon Kirchner und die Tutorin Selma Dorn



Carolin Schmelas



Tina Tarnowski

Eröffnungswochenende zum Wintersemester 2011/12

Tobias Löffler

Alles begann mit der Feuerzangenbowle ... So möge man aus diesen einleitenden Worten des Spielfilmklassikers „Die Feuerzangenbowle“ (1944) folgern, dass auch die 24 Bewohner und Bewohnerinnen des Ökumenischen Wohnheims beim Anblick einer köstlich zubereiteten Feuerzangenbowle dieser Weisheit gehorsam gefolgt seien. Aber weit gefehlt! Gemäß dem sprichwörtlichen Motto „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen“ reinigten die „Ökis“ zu Beginn des Eröffnungswochenendes das Wohnheimgebäude sowie den angrenzenden Fahrradkeller von Schmutz und Unordnung. Nach verrichteter Tätigkeit konnten sich die Bewohner beim einem Glas der besagten Feuerzangenbowle entspannen und in einer lockeren Atmosphäre ausreichend Kräfte für den darauffolgenden Tag sammeln. Diese wurden dringend benötigt, da das Hauptevent diesmal der Besuch eines Hochseilgartens in Viernheim sein sollte.



Beim Anseilen

Deshalb brachen nach einem herzhaften Frühstück die „Ökis“ schon in den

Aktivitäten im Heim

Morgenstunden des Samstages gen Viernheim mit der Bahn auf, um gegen 12 Uhr den Hochseilgarten zu begehen. Wagemutig kletterten, glitten und schwangen sich die tapferen Männer und Frauen in schwindelerregenden Höhen von Baum zu Baum, bis nach etwa drei Stunden allmählich die körperliche Ermüdung eintraf. Jedoch wurde dieser im heimischen Wohnheim bald Abhilfe in Form eines üppigen Nudelgerichtes geleistet. Generell kam das leibliche Wohl während dieses Eröffnungswochenendes nie zu kurz. Schließlich wurde den „Ökis“ durchgängig ein schmackhaftes Repertoire von kulinarischen Speisen angeboten.



David Vogel, Christoph Bahret., Selma Dorn, Yuqing Chen, Liga Dzenite, Tobias Löffler

Den Abend verbrachten die Bewohner dann mit großem Enthusiasmus für das berühmte „Ök-Quiz“. Dabei maßen sich die verschiedenen Teams miteinander in umfassenden Disziplinen und waren schwer beschäftigt mit der Beantwortung bzw. Erfüllung von kniffligen bis hin zu überaus sportlichen Aufgabestellungen.

Zuletzt wurde am Sonntag bei einem Besuch des Gottesdienstes der evangelisch-freikirchlichen Gemeinde Heidelberg (Baptisten) Ökumene im wahrsten Sinne des Wortes spürbar.

Denn aufgrund der aktuellen Dürrekatastrophe in Ostafrika wurde in der Pre-

digd von Jörg Haustein die Notwendigkeit einer Mentalität des gegenseitigen Teilens betont, die maßgebend für jedes christliche Werteprinzip unabhängig von Konfessionsunterschieden sein muss. Abschließend bildete das gemeinsame Pizzaessen eine angemessene Abrundung eines durchwegs gelungenen Eröffnungswochenendes, bei dem jeder viele neue positive Eindrücke von Menschen aus unterschiedlichen Kulturkreisen gewinnen konnte.



Marina von Ameln mit Mitbewohnerin Insa Beimdiek



Aixin Hu, Minhua Jing und die neue Tutorin Sarah Riedel



Frühstücksteam Hiroko Yamayoshi, Aixin Hu und Melinda Madarasz

Friedemann W. Golka (1942-2011)

Nachruf auf einen ökumenischer „Wiedergänger“

Bernd Günther¹

Ein Wiedergänger ist ja eigentlich ein Untoter. Aber vielleicht kann man den schrecklichen Begriff ummünzen in „jemand, der uns immer wieder besucht und somit unvergeßlich wird“, und das ist Friedemann Golka. Keiner kehrte so oft ins Heim zurück und wurde mit so vielen Heimbewohnern bekannt wie er. Daraus entstanden dann auch tiefe Freundschaften. Auch ich lernte ihn bei einem seiner Kurzbesuche, in dem Fall anlässlich seiner Promotionsfeier, kennen. Das führte dann zu etlichen Besuchen in Exeter, zu einer Reise durch Wales, und später dann zu Aufenthalten in der prächtigen Parkallee in Bremen mit Blick auf den Bürgerpark.

Dieser Wahl-Bremer wurde am 5. April 1942 im schlesischen Glogau geboren und kam nach der Flucht aus der Heimat mit seiner Mutter – der Vater war gefallen – nach Bremen, wo er dann aufwuchs. Theologie studierte er in Bethel, Heidelberg und in Ripon bei Oxford und promovierte 1973 in Heidelberg bei Prof. Claus Westermann über „Die Ätiologien im Alten Testament“. Nach dem Examen war er zunächst als Assistent, dann als Universitätsdozent an der Universität Exeter in England tätig, bis ihn schließlich ein Ruf der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg nach Deutschland zurückholte. Der Wohnsitz wurde natürlich Bremen. Seine spirituelle Heimat fand er in der lutherischen Gemeinde von Bremen-Horn, an der er lange Jahre Kirchenvorsteher und Diakon war. Dort, neben der Kirche, ist er auch in einem Urnengrab beigesetzt.

Friedemann Golkas wissenschaftliches Interesse galt u. a. dem Buch Jona, der biblischen und afrikanische Spruchweisheit sowie dem interdisziplinären Grenzgebiet von Bibel und Literatur. Dabei hatte es ihm maßgeblich Thomas Mann angetan mit seiner Joseph-Tetralogie, aus deren ersten Buch dann „Jakob – Biblische Gestalt und literarische Figur“ wurde sowie später Friedemanns Joseph-Buch. Aus Manns Novelle „Das Gesetz“ entwickelte sich dann sein Mose-Buch. Die Manuskripte entstanden alle in Heidelberg, wo er in der Bibliothek des Theologischen Seminars forschte, wenn ihm die Oldenburger Universität ein Forschungssemester gewährte. Auch in vielen Semesterferien frequentierte er die theologische Bibliothek, um Vorbereitungen für seine Lehrtätigkeit zu treffen – und dann wohnte er, wenn es ging, wieder im Heim.

Er war ein begeisterter Sänger, und bei seinen längeren Aufenthalten in Heidelberg besuchte er regelmäßig die Chorproben von Franz Wassermanns Capella Carolina. Wann immer möglich nahm er auch an den Konzertaufführungen teil, selbst wenn er längst wieder in Oldenburg seiner Lehrtätigkeit nachgehen mußte. Er kam dann eben für das Wochenende angereist – und war wieder im Heim. Bei längeren Aufenthalten beteiligte er sich rege am Leben im Haus, wobei ihm liturgische Andachten sehr am Herz lagen

¹ Die klassische Orthographie ist dem Autor ein Anliegen.

und er in der alten Kapelle mit dem Chorgestühl auch hin und wieder einen „Even-song“ mit den Studenten feierte. Auch das sportliche Leben erfuhr durch ihn einen Impuls, obwohl er nicht wirklich ein Athlet sondern eher vollschlank gebaut war. Immerhin kam ich durch ihn zum Rudern, und wir behielten den Brauch, bei der Heidelberger Rudergesellschaft ein oder zwei Boote zu belegen, einige Semester bei. Wurden manche Gespräche zu heiß und zu trocken, wies er als Ausweg den Pfad zum Weißen Bock, wo das Bier noch billig war, oder in Widders Weinstube, gerade um die Ecke. In seiner Studentenzeit öffnete er den Kommilitonen auch das Fenster in die weite Medienwelt, indem er eine TV-Gemeinschaft gründete, die mit ihren Beiträgen ein Fernsehgerät mietete. Seine Kleidung war stets modisch-korrekt, zeigte aber zuweilen den Mut zu kräftiger Farbe. Die Schuhe mit den Plateausohlen waren wohl ein Tribut an den Zeitgeschmack.

In seiner Studienzeit lernte er im Haus den Inder E. C. John kennen, der später Principal des United Theological College in Bangalore wurde. Nach seiner Emeritierung war er dann im Winter häufiger Gastdozent am UTC, aber auch in Trivandrum am Kerala United Theological Seminary.

Im Spätwinter dieses Jahres reiste er noch einmal nach Indien zur Hochzeit des Pfarrers, dessen Theologiestudium er gefördert hatte, und niemand hätte gedacht, daß ihn dann am 24. Juni 2011 in seiner Wohnung ein Herzanfall so unvermittelt aus unserer Gemeinschaft reißen sollte. Doch es gibt ja sehr viele, die sein Andenken bewahren werden.



Friedemann Golka zu Hause an seinem 65. Geburtstag

Vorstand

Dr. Fabian Kliesch – Vorsitzender

Karlsruher Str. 35
69126 Heidelberg
06221-3279971
fkliesch@gmail.com

Barbara Klump – Schriftführerin

Lachnerstr. 13
76131 Karlsruhe
0721-91586555
freundeskreis@oek.uni-heidelberg.de

Dr. Heidrun Mader – Stellv. Vorsitzende

Kastellweg 2
69120 Heidelberg
06221-7275084
heidrun.mader@wts.uni-heidelberg.de

Marlinang Lienhart – Kassenführerin

Rohrbacher Str. 44
69115 Heidelberg
06221-654354
Marlinang@web.de

Vier Bitten an alle Mitglieder!

1. Bitte überprüfen Sie die Angaben des Mitglieder-Verzeichnisses in der jetzigen Ausgabe der Oecumenica auf **Aktualität** und **Richtigkeit**. Sollten Änderungen nötig sein, teilen Sie diese bitte unserer Schriftführerin mit.

2. Überprüfen Sie bitte, ob nicht eine **Einzugsermächtigung** ihr Gedächtnis und ihre Arbeit erleichtern würde. Falls ja, geben Sie unserer Kassenführerin eine Einzugsermächtigung. – Vielen Dank! (Formular nächste Seite)

Wenn Sie selbst überweisen möchten, bitten wir darum, dass Sie einen **Dauerauftrag** bei Ihrer Bank einrichten. Das erleichtert Ihr Gedächtnis und die Kassenführerin bei der Überprüfung der Überweisung.

Für **Überweisungen** aus dem **Ausland**:

IBAN: DE63 6601 0075 0177 6227 50 oder BIC: PBNKDEFF

3. Sollten **Änderungen** nötig sein, teilen Sie diese bitte mit:

Per E-Mail an: freundeskreis@oek.uni-heidelberg.de - oder schriftlich an:
Freundeskreis des Ökumenisches Institut und Wohnheims, Plankengasse 1-3,
69117 Heidelberg

4. **Spenden** sind immer willkommen und werden dringend benötigt. Das Spendenkonto lautet 177 622-750 bei der Postbank Karlsruhe BLZ 660 100 75. Wir bedanken uns!

Collegium Oecumenicum
Freundeskreis des Ökumenischen Instituts
und Wohnheims für Studierende
der Universität Heidelberg e.V.

Beitrittserklärung / Einzugsermächtigung

Ich erkläre mich mit den Zielen des Vereins einverstanden und trete dem Verein bei. Ich bitte, den Mitgliedsbeitrag bis auf Widerruf von meinem Konto einzuziehen. Als Jahresbeitrag soll gelten: 13 € für Studierende; 30 €, 40 €, 50 € oder _____ € (bitte unterstreichen oder anderweitig kenntlich machen).

Die Vereinszeitschrift *Oecumenica* möchte ich digital über die unten stehende E-Mail-Adresse / als gedrucktes Heft beziehen. (Bitte nicht Zutreffendes strechen.)

Name: _____

Straße, Hausnr.: _____

PLZ/Ort/Land: _____

E-Mail: _____

Tel.: _____

Studienfach, Beruf: _____

Wohnzeit im Heim: _____

Konto-Nr.: _____ BLZ: _____

Geldinstitut: _____

Teilen Sie uns Änderungen Ihrer Bankverbindung bitte mit, da sonst unnötige Gebühren anfallen. Es besteht für das kontoführende Geldinstitut keine Verpflichtung zur Einlösung.

Ort, Datum _____ Unterschrift: _____

Bitte an die Kassenführerin per Post oder E-Mail senden (Adresse vorherige Seite).